Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/elpasodelasanima21bibr

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Freiherrn Ernst von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), A. Ferrari, Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, G. Höcker, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Hermann Oelschläger, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, Hermann Schmid, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Alfred Steffens, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. v. Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1870. — Fünfundzwanzigster Jahrgang. — 1870.

Fünfter Band.

El paso de las animas.

Zweiter Band.

Leipzig, Ernst Julius Günther.

New-York, L. W. Schmidt.

1870.

El paso de las animas.

Roman

von

Ernst v. Bibra.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

New-York,
L. W. Schmidt.

1870.

RBR
Jantz
#1062
Bd. 2

Erstes Kapitel.

Erlebnisse Kohlweg's und Käthchen Bitterfeld's auf der Reise nach Valparaiso.

Aus dem Geretteten war nun ein Beschützer geworden, und Kohlweg konnte dem wackern Mädchen, welches ihm, ohne an die eigene Gefahr zu denken, das Leben gerettet hatte, einen Theil ihres Liebesdienstes wieder vergelten, da eine einzelne schutzlose Frau in jenen Tagen kaum unangefochten hätte reisen können.

Es vergingen indessen einige Stunden, bis sie ihre Reise antreten konnten, da es unerlaßlich war, sich wenigstens mit einigen Reisevorräthen zu versehen, diese aber, trotzdem daß jetzt schon ziemlich viele Menschen in die Stadt zurückgekehrt waren, bei der allgemeinen Verwirrung schwer zu beschaffen waren.

Als sie endlich gegen Mittag die Stadt verließen, begannen auch wieder heftigere Erdstöße aufzutreten,

und wie am gestrigen Abende verließen die nach Santiago Zurückgekehrten in größter Eile abermals die Stadt.

Schlimme Neuigkeiten erfuhren sie, als sie bei den vor der Stadt Lagernden angekommen waren.

Es waren Nachrichten eingelaufen von verschiedenen Theilen des Landes, wonach dort im Verhältnisse noch größeres Unheil angerichtet worden war als in der Hauptstadt selbst.

Als Käthchen von den Verwüstungen hörte, welche in Valparaiso stattgefunden hatten, erschrak sie aufs heftigste.

„Großer Gott", rief sie, „mein Bruder muß zu dieser Zeit bereits in Valparaiso gewesen sein und sein Geschäft führte ihn gerade zum Hafen und zu den Schiffen. Eben dort aber ist, wie ich sagen hörte, bei heftigen Erdbeben der gefährlichste Punkt, da die See oft plötzlich weit und Alles zerstörend in das Land dringt. Lassen Sie uns eilen, vielleicht können wir helfen."

„Oder wenigstens Gewißheit erhalten, daß nicht mehr zu helfen ist", dachte Kohlweg, aber er verschwieg diesen schlimmen Trostgrund, und sie schlugen nun unverzüglich den Weg nach der Hafenstadt ein, welche man, unaufhörlich Galopp reitend und häufig die Pferde

wechselnd, ziemlich rasch — man spricht von zwölf bis vierzehn Stunden — erreichen kann.

Gegenwärtig verbindet eine Eisenbahn beide Städte, zu der Zeit aber, von welcher wir sprechen, bedurfte man stets zwei Tage, um die Reise zu vollenden, und auch unsern Reisenden stand mithin ein Nachtlager und zwar abermals unter freiem Himmel bevor.

Man hat, wenn man von Santiago aus nach Valparaiso geht, zuerst die Cuesta de Prado zu überschreiten, einen mittelmäßig hohen Gebirgszug, fünf bis sechs Stunden entfernt von Santiago und ziemlich parallel verlaufend mit der hohen Cordillera selbst.

Gerade als die Dunkelheit einbrach, gelangten Käthchen und ihr Begleiter an den Fuß dieses Gebirgszugs.

Freilich war Kohlweg nie vorher in diese Gegend gekommen, aber diese einzige nach Valparaiso führende Straße war nicht zu verfehlen, und Käthchen hatte überdies die Reise bereits einigemal mit ihrem Bruder gemacht.

Jetzt aber äußerte sie ihr Erstaunen. Mächtige Felsblöcke lagen theils mitten auf der Straße, am Fuße des Berges, theils waren sie weithin in das Feld

gestreut, und mitunter fanden sich auch zersplitterte und gebrochene Baumstämme.

„Das Erdbeben hat sie losgerissen von den obern Theilen des Berges", sagte Kohlweg, „und es ist ein Glück, daß für den Augenblick einige Ruhe eingetreten scheint, denn auszuweichen ist diesen rollenden Felsen kaum. Suchen wir so rasch als möglich die Höhe zu erreichen. Je weiter oben, desto sicherer."

Da man, drängt auch die Noth nicht, in Chile wenig Umstände mit den Pferden macht, so sprengten beide, so rasch es gehen wollte, den mehrfach gewundenen Weg aufwärts und erreichten glücklich die Höhe. Oben angelangt aber gönnten sie ihren Thieren einige Rast und blickten hinab in die Ebene von Santiago.

Diese bot freilich jetzt einen andern Anblick, als beleuchtet vom hellen, freundlichen Sonnenschein und überwölbt von dem prachtvoll blauen Himmel Chiles.

Damals einem blühenden endlosen Garten gleich, lag sie jetzt als eine düstere, unheimliche Fläche da, Unheil bergend, Jammer, Noth und Verzweiflung und eine angstvolle Bevölkerung. In der Nähe von Santiago und an mehreren andern Orten sah man Feuer brennen, unzweifelhaft von den Flüchtigen entzündet, welche diese Nacht sowie die vergangene unter freiem Himmel zubringen mußten. Dieser Himmel aber war nicht

wie gestern mit Sternen geschmückt, sondern trübe, dunstig und sendete einige Stunden später Ströme von Regen herab, das Elend der auf der Erde Liegenden noch vermehrend.

Die hohe Cordillera endlich, die zu andern Zeiten, von der Höhe der Cuesta de Prado aus gesehen, einen wunderbaren und großartigen Eindruck hervorbringt, glich jetzt einer dunklen, unheildrohenden Riesenmauer. Das fernem Wetterleuchten ähnliche Leuchten ihrer Vulkane war erloschen, und dieses Erlöschen konnte nicht mit Unrecht als ein Zeichen angenommen werden, daß die schreckenbringende Katastrophe noch nicht beendet sei.

„Man fühlt hier oben, wie mir vorkommt, die Erdstöße weniger als unten im Flachlande", sagte Käthchen, „denn ich höre Steine in die Schluchten hinabrollen, aber kaum spürt man ein leises Erbeben der Erde."

„Auf Höhen wie diese", erwiderte Kohlweg, „wird der Unterschied wohl nicht sehr beträchtlich sein, aber ich habe sagen hören, daß man auf der hohen Cordillera, in ziemlich bedeutender Höhe nämlich, Erdstöße, welche unten schon ziemlich stark gefühlt werden, kaum spürt. Doch verweilen wir nicht länger, denn ich fürchte, diese Ruhe dauert nicht allzu lange."

Der Berg fällt auf der andern, Santiago entgegengesetzten Seite so steil ab, daß man genöthigt war, die Straße an demselben im Zickzack anzulegen. Eben als unsere Reisenden diese Straße betreten hatten, zeigten sich wieder stärkere Erschütterungen.

Größere und kleinere Felsenstücke stürzten abwärts, indem sie theils auf der den Berg kreuzenden Straße liegen blieben, theils abprallten von derselben und weiter sprangen. Haufen von aufgeschütteter Erde, welche abwärts glitten, waren kaum weniger gefährlich.

„Käthchen", sagte Kohlweg, „je länger wir auf dieser unglücklichen Straße verweilen, desto länger sind wir auch der Gefahr ausgesetzt, erschlagen oder verschüttet zu werden. Machen wir es wie die Chilenen und lassen die Pferde laufen, was sie können."

„Vorwärts!" rief das junge Mädchen.

Sie jagten nun wirklich, wie es dort gebräuchlich, im gestreckten Galopp abwärts, und obgleich Felsenstücke vor und hinter ihnen niederrollten, so gelangten sie doch glücklich an den Fuß des Berges.

Die schlimmste Gefahr schien nun freilich beseitigt, dafür aber erwartete sie unten ein nichts weniger als tröstlicher Anblick.

Leichen und Trümmer! Das Posthaus am Fuße

des Berges war vollkommen einstürzt, einige Erschlagene lagen auf der Erde und quer über der Straße lag eine Birloche, einer jener zweirädrigen Wagen, in welchen man, ehe die Eisenbahn erbaut war, von Valparaiso nach Santiago zu fahren pflegte.

Das Pferd war todt und an dem umgestürzten Wagen war das eine Rad fast gänzlich zerschmettert; die Reisenden indeß schienen sich gerettet zu haben.

Ohne Zweifel war das Unglück durch einen der fallenden Felsblöcke angerichtet worden, welche in ziemlicher Anzahl allenthalben zerstreut umherlagen und unsern Reisenden sagten, daß hier so wenig Sicherheit sei als in Mitte des Berges.

Nur mit Mühe konnten sie ihre schnaubenden und zitternden Thiere an dem todten Pferde vorüber bringen, und als dies endlich geschehen war, rannten diese wie toll von dannen.

Indessen senkte sich jetzt eine tiefe Dunkelheit au die Erde, dort eine fast unerhörte Erscheinung, welche aber ohne Zweifel mit dem gleichzeitig in Santiago fallenden heftigen Regenguße zusammenhing, und da die Wege kaum mehr zu erkennen waren, so schlug Kohlweg vor, Halt zu machen, den erschöpften Thieren Rast zu gönnen und zu versuchen, ob sie selbst vielleicht einige Stunden Ruhe finden würden.

In Curicavia, einem einige Stunden entfernten Flecken, war muthmaßlich ein nur halbwegs sicheres Unterkommen ebenso wenig zu finden wie wahrscheinlich in der ganzen Umgegend, da die wenigen Häuser, die noch standen, jeden Augenblick ebenfalls zusammenstürzen konnten. Dann waren die Pferde ermüdet, und der Finsterniß wegen konnte man nur vorsichtig und langsam vorwärts kommen und bedurfte heute mehrerer Stunden, um einen Weg zurückzulegen, der morgen vielleicht kaum eine halbe Stunde in Anspruch nahm.

Sie überlegten das zusammen und dann fügte sich Käthchen so rasch in das, was unvermeidlich schien, als es Inez in den Bergen gethan hatte.

Hatte sie doch dieselben Beschützer wie jene in den Bergen!

Da es aber selbstverständlich nicht räthlich erschien, auf der Straße Rast zu machen, so schlugen sie sich, so gut es eben in der dunklen Nacht anging, einige hundert Schritte seitwärts, machten dann an einer Stelle, welche eben zu sein schien, Halt, und genossen hierauf im Finstern Einiges von ihren Vorräthen.

„Ich habe hier häufig und wohl auch in Deutschland schon im Freien übernachtet", sagte Kohlweg, während er sich bemühte, ein Lager für Käthchen zu

bereiten, „aber, Gott sei Dank, noch niemals wie heute. Der Himmel scheint verschwunden zu sein und die Erde macht sich, damit man von ihr nicht auch Aehnliches denken möge, durch fortwährendes Rütteln und Schütteln bemerkbar. Von Ihnen, liebes Käthchen, sehe ich kaum einen dunklen Umriß, und hörte ich die Pferde nicht schnaufen, so wüßte ich nicht, wo sie sich befänden. Ich bin begierig, wie unser Lagerplatz sich morgen ausnehmen wird."

Käthchen seufzte tief auf und bot ihm, sich in ihre Decken hüllend, eine gute Nacht.

Trotzdem daß der Boden unter ihnen wiederholten stärkern oder schwächern Schwankungen unterlag, schliefen Käthchen und Kohlweg doch endlich ein, und als sie erwachten, stieg eben die Sonne hinter den Bergen empor, die Wolken am Himmel waren verschwunden und nur ein leichter Nebel schwebte noch über einzelnen Stellen der Gegend.

Das Glück hatte ihnen eine ziemlich sichere Stelle zugewiesen, es war kein Berg in der Nähe, keine Kluft, dafür aber sah Kohlweg in einiger Entfernung das Blinken von Wasser, von einer kleinen Quelle herrührend. Er führte die Pferde dorthin, sie zu tränken und für Käthchen und sich selbst Wasser zu holen.

Da die Thiere in der Nacht es aus Furcht

nicht gewagt hatten, sich vom Lagerplatze zu entfernen, so gönnten sie ihnen noch einige Stunden Rast, um sich ihr spärliches Futter in der Nähe zu suchen, und setzten dann erst ihre Reise fort.

Als sie an den Flecken Curicavia kamen, fanden sie einen Trümmerhaufen, und der Ort oder vielmehr die Ruinen desselben schienen von allem Lebendigen geflohen.

Dafür lagen Todte auf der Straße und Kohlweg fragte sich, wie diese Leichen wohl dorthin gekommen sein möchten.

Waren sie verwundet aus den zusammenstürzenden Häusern geflohen und erst auf der Straße gestorben, oder hatten mitleidige Hände die Sterbenden aus den Trümmern gezogen, um sie wenigstens im Freien sterben zu lassen?

Fast alle lagen auf dem Rücken und hatten die starren Augen zum Himmel gerichtet, und wenn eine Erschütterung der Erde, ein mehr oder minder heftiger Stoß die todten Leiber hob und senkte, schienen sie lebend geworden und schmerzhaft zu zucken oder sich zu krümmen.*)

---

*) Ich traf im Jahre 1850 in Lima einen alten Spanier, welcher beim Beginn der Revolution getreu zu den Königlichen

Reiter kamen ihnen ziemlich häufig entgegen und andere überholten sie auch wohl, alle in toller Hast und Eile und nur mit flüchtigen Worten Antwort gebend auf die Frage, wie es aussehe an den Orten, von welchen sie kamen.

---

hielt, dann deshalb all das Seine verlor und endlich halb gezwungen, halb freiwillig Südamerika verließ und nach Spanien ging. Er wurde dort nicht besonders königlich aufgenommen. Man sagte ihm, daß Niemand ihm den Rath gegeben habe, eine Sache zu verfechten, deren Verfechtung einer allerhöchsten Stelle zustände, und daß man ihm dafür jetzt den wohlmeinenden Rath gäbe, dorthin zurückzukehren, von wo er gekommen, um nach Belieben entweder mit der Zeit fortzuschreiten oder sich todtschlagen zu lassen. Da alle seine Freunde von ehedem entweder in momentaner oder perpetueller Geldverlegenheit und überdem nach seinem ersten Besuche nie mehr zu treffen waren, so ging er wirklich nach Südamerika zurück und bereiste eben zur Zeit jenes Erdbebens Chile.

„Ich habe", sagte mir der alte, vielgeprüfte Mann, „nie etwas Grauenhafteres gesehen als den Anblick dieser Leichen, welche merkwürdigerweise fast alle auf dem Rücken lagen und den Himmel mit ihren gläsernen Augen anzustarren schienen. Wenn ein Erdstoß sie bewegte, schienen sie sich im Schmerze zu krümmen oder sich erheben zu wollen. Da es in diesen Zeiten kein Wunder ist, wenn man bisweilen ein wenig verrückte Ideen bekommt, so fragte ich mich, als ich zum ersten Male diese scheußlichen Bewegungen sah, ob man nicht im Begriffe sei, den jüngsten Tag abzuhalten, ob ich im allgemeinen Trubel nicht vielleicht die Posaune des Weltgerichts überhört habe und ob diese zappelnden Todten nicht so eben erst aus ihren Gräbern kröchen."

Fast alle schienen zu glauben, daß Alles verloren und das Ende der Welt im Anzuge sei.

„Es scheint sich Alles immer gräßlicher zu gestalten", sagte Käthchen, noch erschreckt von dem Anblicke in Curicavia; „am Ende haben diese Leute nicht Unrecht, wenn sie vom Untergange der Welt sprechen."

„Der Welt wohl nicht", erwiderte Kohlweg, „wenigstens das nicht, was wir Welt nennen, aber ein Stück dieser reizenden Welt, das liebe Chile, begibt sich vielleicht wieder dahin, von woher es gekommen ist, nämlich in die Tiefen der See. Vom wissenschaftlichen, geognostischen Standpunkte aus, glaube ich, wäre diese Erscheinung nicht ungerechtfertigt, vom bürgerlichen, das heißt, von dem meinigen aus finde ich sie aber höchst unpassend."

Der gute Junge begann ein wenig zu freveln, was aber unter ähnlichen Umständen so wenig nützt oder schadet wie anderes Gebahren.

Gegen Abend oder besser schon beim Anbruch der Dunkelheit erreichten sie Casablanca und fanden dort ganz dieselben Zustände wie in Curicavia, nur in größerem Maßstabe, da Casablanca eine ziemlich bedeutende Ortschaft ist.

Alles war ein großer Schutt- und Trümmerhaufen, und auch die Todten fehlten nicht und nahmen sich im

zweifelhaften Lichte der eben ansteigenden Mondessichel kaum vortheilhafter aus als am Morgen im Sonnenschein.

Da man sich aber auch an das Schreckliche gewöhnt, so gut wie an andere Dinge, so wurden Kohlweg und Käthchen weniger als vorher in Curicavia ergriffen von dem Anblicke und ritten durch den zerstörten Ort, nur wenige Bemerkungen austauschend über ihre Umgebung. Indessen wollten sie ihr Nachtlager nicht gerade in nächster Nähe der Leichen aufschlagen und beschlossen, noch etwa eine halbe Stunde ihren Weg fortzusetzen, bis in ein Gehölz, in welchem, wie sich Käthchen erinnerte, eine kleine Quelle oder wenigstens Wasser zu finden war.

Sie waren vielleicht eine Viertelstunde entfernt von den Trümmern von Casablanca, als sie vor sich Lärm zu hören glaubten und kurz darauf bemerkten, daß sie sich nicht getäuscht hatten.

Das Geräusch rührte aber offenbar nicht von Leuten her, welche ihnen entgegenkamen und sich lebhaft besprachen, sondern es blieb an einer Stelle, und aus einzelnen Lauten, welche deutlicher zu ihnen drangen, war abzunehmen, daß ein Streit oder Kampf stattfand.

Kohlweg und Käthchen hatten unwillkürlich ihre

Pferde angehalten, um zu horchen, und als sie jetz langsam vorwärts ritten, hörten sie, daß, dem Laute nach, ein einzelner Reiter ihnen entgegenkam und fast gleichzeitig der Lärm oder das Geschrei verstummte.

Was aber auf sie zukam, war kein Reiter, sondern ein herrenloses lediges Pferd, welches wie rasend an ihnen vorüberjagte und dem in einiger Entfernung drei Reiter in nicht geringerer hastiger Eile folgten.

Das ledige Pferd rannte dicht an ihnen vorüber, die drei Reiter aber lenkten auf die andere Seite der Straße ein, als sie die beiden ihnen Entgegenkommenden bemerkten, sie beugten sich vorwärts auf den Hals ihrer Thiere, und trotz des heftigen Lärms, der kurz vorher stattgefunden hatte, waren sie jetzt stumm geworden.

Fast schien es, als sei ein Vierter, Unsichtbarer unter den Dreien gewesen, der sie zu so hastiger Eile antrieb und sie plötzlich stumm werden ließ.

Das vielleicht, was man in den finstern, alten Zeiten das böse Gewissen zu nennen pflegte.

Als Kohlweg und Käthchen an die Stelle gekommen waren, von welcher jener Lärm ausgegangen sein mochte, fanden sie einen Vierten, der ebenfalls stumm war, einfach aus dem Grunde, weil man ihn einige Augenblicke vorher getödtet hatte.

Der Mann lag quer über der Straße, barhäuptig, mit ausgebreiteten Armen und mit einer tiefen klaffenden Schnitt- oder Hiebwunde am Halse.

Da sein Poncho ebenso wie sein Hut fehlte, so konnte man ferner sehen, daß sein Hemde an der linken Seite der Brust stark blutig war, und daß, wie es schien, von der Brust ausgehend ein dunkler Blutstrom sich über den hellen Boden ergoß.

Käthchen's Pferd bäumte sich und sprang dann scheu auf die Seite, da, wie man sagt, der Geruch des frischen Blutes den Pferden zuwider ist. Auch Kohlweg hatte Mühe, das seinige zu beruhigen. Nachdem ihm dies gelungen, stieg er ab, indem er zu Käthchen sagte:

„Sie haben den armen Teufel so eben hier erschlagen. Ich will doch sehen, ob nicht vielleicht noch zu helfen ist."

Er beugte sich über den auf der Erde Liegenden, richtete sich aber sogleich wieder auf und sagte:

„Er athmet bereits nicht mehr. Sie haben ihn schändlich zugerichtet."

Käthchen brachte ihr Pferd jetzt ebenfalls in die Nähe des Ermordeten und sagte schaudernd:

„Es ist ein grausiger Anblick! Diese Augen, diese verzerrten Züge! Wie anders lagen jene Todten

in den zerstörten Ortschaften da! Trotz der grauenhaften Bewegungen, welche ihnen die Erde mittheilte, sahen sie nicht halb so furchtbar aus wie dieser hier."

Kohlweg war mittlerweile wieder zu Pferde gestiegen und sie ritten weiter, über den Erschlagenen sprechend und seine Mörder.

„Zorn, Furcht und Entsetzen lagen zugleich in seinen Zügen", sagte Kohlweg, „und ich kann den Wunsch nicht los werden, zu wissen, warum sie ihn tödteten. War es ein längst gehegter Haß, ein überlegter Plan, oder ein plötzlich entstandener Streit, oder erschlugen sie den Unglücklichen, um ihn zu berauben?"

„Großer Gott", sagte jetzt Käthchen mit einem Tone, der Kohlweg auffiel, „welch gräßliches Gefühl muß es sein, einen Menschen ermordet zu haben, ein Mörder zu sein!"

Kohlweg fühlte einen Stich im Herzen. Kannte sie ihn? Der Ton, mit welchem sie es gesagt hatte, war ihm ganz eigenthümlich vorgekommen. Aber das war ja kaum möglich, er hatte sie nie gesehen und ihr seinen Namen nicht genannt. Er segnete jetzt diesen Gedanken, den ihm früher die Vorsicht eingegeben, doch sagte er:

„Würden Sie einen Mörder verachten, hassen?"

„Nein, nein!“ entgegnete sie hastig und setzte dann hinzu: „Nicht jeden wenigstens. Ist es nicht möglich, daß der Mensch durch die Nothwendigkeit gezwungen wird, irgend Jemand zu tödten? Vielleicht um das eigene Leben zu retten —“

Es schien, als habe sie nicht vollendet, aber sie sprach nicht weiter und auch Kohlweg schwieg. Er wußte nicht, wie er daran war und was er antworten sollte, aber ein innerliches Grauen kam jetzt über ihn, über welches er sich keine Rechenschaft geben konnte und von dem er nur überzeugt war, daß es nicht die Folge des Gesprächs mit Käthchen war.

Fast unwillkürlich blickte er mehrmals hinter sich und sagte dann zu sich selbst:

„Du bist ein Narr, es ist unmöglich!“ Trotzdem aber mehrte sich sein Entsetzen.

Auch Käthchen blickte rückwärts, und die Helle der Nacht erlaubte ihm, genau ihr Antlitz zu beobachten.

Sie schien um Jahre älter geworden, ihre Züge waren verzerrt und ihr Gesicht kreideweiß.

„Käthchen, was ist Ihnen, was sehen Sie hinter uns?“

„Der Todte reitet hinter uns, er verfolgt uns“, sagte sie mit fast heiserer Stimme.

Der junge Mann fühlte, wie sich sein Haar sträubte

und wie ein namenloses Entsetzen über ihn kam, denn auch er hatte dasselbe gesehen und sah es noch.

In einer Entfernung von etwa hundert Schritten hinter den Beiden ritt der Todte, oder vielmehr er schwebte, denn man sah keine Bewegung seines Pferdes, aber er hielt sich stets in gleicher Entfernung von ihnen.

Kohlweg sah jede Muskel seines verzerrten Gesichts, seine Wunde am Halse, die auf der Brust und deutlich seine geöffneten starren Augen.

Sein Verstand sagte ihm, daß er all das bei der Entfernung, welche zwischen ihnen lag, selbst bei Tage nicht sehen könne, viel weniger jetzt in der wenngleich hellen Nacht. Aber er sah es dennoch und sein Entsetzen war namenlos.

Um indessen nicht in den schlimmen Ruf eines Geisterssehers zu kommen, müssen wir bemerken, daß zu der Zeit des großen Erdbebens in Chile und bei ähnlichen Vorgängen auch anderwärts solche Sinnestäuschungen nicht allzu selten vorkamen und daß mehrere Personen gleichzeitig dieselben Schreckgebilde zu sehen glaubten, eine Sache, die höchst eigenthümlich ist und vorläufig ebenso wenig hinreichend erklärt werden kann, als das Auftreten von nie vorher im Lande beobachteten Krankheitsformen, und das selbst bei

Neugeborenen oder Kindern, die wenige Monden zählten, und selbst bei Thieren.

Tröstlich aber tritt dabei die fast allenthalben gemachte Erfahrung auf, daß, wie auch bei anderem Spuk und Gespensterwesen, die betreffenden Erscheinungen sich fast immer dem Culturzustande dessen angemessen zeigen, der sie wahrzunehmen glaubt.

Trotz seines Entsetzens faßte Kohlweg einen männlichen Entschluß.

Er griff in den Zügel von Käthchen's Pferd und sagte:

„Reiten Sie langsam vorwärts, liebes Käthchen. Ich will hier warten und sehen, was aus dem Dinge wird, das uns schreckt oder äfft."

„Nicht um Alles in der Welt", erwiderte sie. Aber der junge Mann, der zu fühlen glaubte, wie sein Entschluß allein schon sein Grauen minderte, beharrte auf seinem Willen.

„Wir wollen beide warten", sagte Käthchen, wie es schien, nun auch schon mit weniger Furcht, aber Kohlweg gab das nicht zu.

„Reiten Sie, ich bitte", sagte er, „bis dorthin, wo der Weg eine Ecke zu machen scheint. Halten Sie dort in Gottes Namen und sagen Sie mir dann, was Sie sahen oder zu sehen glaubten. Bleiben wir bei-

sammen, so unterliegen wir, wie bisher, ohne Zweifel der gleichen Täuschung."

Sie fügte sich endlich und ritt langsam vorwärts, während Kohlweg still hielt, um die Erscheinung zu erwarten.

Zu Käthchen hatte er von Täuschung gesprochen, zu sich selbst sagte er aber jetzt:

„Er soll nur herankommen. Ich werde ihn fragen, warum er uns verfolgt und nicht seine Mörder!"

Sein Muth stieg jetzt und er begann fast sich zu ärgern, aber das Gebilde kam nicht näher. Zwar glaubte er es noch immer mit derselben Deutlichkeit zu sehen, aber ebenso deutlich bemerkte er, daß es sich nicht von der Stelle bewegte, sondern still hielt wie er selbst.

„Ich will ihm einmal entgegen reiten", dachte er, und es kam ein toller Muth über ihn. Daran, daß er einem gewissen Andern wohl kaum entgegengeritten wäre, dachte er im Augenblicke nicht, warf noch einen Blick zurück nach Käthchen, welche er ruhig an der Ecke des mit Gehölz umgebenen Weges halten sah, dann rief er:

„Vorwärts!"

Er ließ sein Pferd in starkem Schritte auf die Erscheinung zugehen, scharf nach derselben ausblickend.

Da hörte er einen gellenden Hülferuf Käthchen's. Sogleich riß er sein Pferd herum, aber das Mädchen war verschwunden. Nun dachte er nicht mehr an seine Gespensterjagd und war mit einigen Sätzen an der Stelle, an welcher er kurz vorher noch Käthchen erblickt hatte.

Wie bereits erwähnt, war sie nicht da, als er aber um die Ecke bog, welche das Gehölz bildete, sah er Folgendes:

Ein Mann zu Pferde hatte die junge Dame um den Leib gefaßt und suchte sie vom Sattel zu ziehen, vielleicht in der Absicht, sie zu Boden zu werfen, vielleicht aber auch, um sie auf sein Pferd zu nehmen. Ein zweiter Mann aber war auf der andern Seite von Käthchen's Pferd beschäftigt, ihre Satteltasche zu durchwühlen, und schien fürs erste sich um die Bestrebungen seines Kameraden wenig zu kümmern.

Was Käthchen betraf, so rief sie nicht mehr um Hülfe, sondern klammerte sich mit beiden Händen an die Mähne des Pferdes, und auch die beiden Männer gaben keinen Laut von sich.

Es bedurfte keiner halben Sekunde, um Kohlweg, den gewandten Schützen, zu überzeugen, daß er von der an seinem Sattel hängenden Doppelflinte Käthchen's wegen keinen Gebrauch machen durfte. Da er aber

einen starken und ziemlich langen Hirschfänger, ein Parade- und Uniformstück aus frühern Zeiten, an der Seite hängen hatte, so riß er diesen aus der Scheide, war mit einem Satze an der Seite der Ringenden und führte über Käthchen hinweg einen Streich nach dem Kopfe des Räubers, der aber, da dieser eben eine Bewegung machte, blos sein Gesicht traf und querüber spaltete.

Er schien schlimm zugerichtet zu sein, ließ selbstverständlich Käthchen los und schwankte, einen unarticulirten Laut ausstoßend, einen Augenblick im Sattel. Aber unbedingt hätte ein zweiter Hieb Kohlweg's ihm den Schädel gespalten, wäre Käthchen, welche durch das plötzliche Loslassen des Verwundeten das Gleichgewicht verloren hatte, nicht in diesem Augenblick zu Boden gestürzt.

Sie lag zwischen ihrem Pferde und dem des Verwundeten, und während Kohlweg das seine zurückriß, um die auf der Erde Liegende nicht noch mehr zu drängen, raffte sich sein Gegner zusammen und entfloh.

Käthchen richtete sich in diesem Augenblick wieder auf und Kohlweg wendete sich jetzt gegen den zweiten Mann, der, wie es schien, seine Beute nur höchst ungern im Stiche ließ, jedoch wohl oder übel endlich

die Hand aus der Satteltasche ziehen mußte, sich indessen nicht zur Wehr setzte, sondern wie sein gezeichneter Kamerad schleunigst die Flucht ergriff, und zwar nach der Richtung hin, von welcher Käthchen und Kohlweg gekommen waren.

Der letztere verfolgte ihn eine kurze Strecke weit dann hielt er an. Leicht hätte er den Fliehenden nun niederschießen können, aber es widerstand ihm, Jemand rücklings zu tödten. Doch warf er einen flüchtigen Blick auf den ziemlich breiten und von Gebüsch gesäumten Weg.

Der Verwundete war, obgleich er nicht sehr rasch ritt, dennoch dem zweiten von Kohlweg verfolgten Manne eine ziemliche Strecke voraus und befand sich fast genau an der Stelle, an welcher Kohlweg kurz zuvor das Gespenst noch zu sehen glaubte. Dasselbe war nicht mehr zu erblicken und Kohlweg kehrte jetzt rasch zu Käthchen zurück.

Der ganze Kampf, wenn man so sagen darf, hatte nur wenige Sekunden gewährt, und es war dabei kein Wort gesprochen, kein Ausruf gethan worden, nebenbei gesagt, ganz gegen die Gewohnheit der Chilenen. Als aber jetzt Kohlweg Käthchen erblickte, stieß er einen Schrei des Schreckens aus und rief:

„Allmächtiger Gott! Sie sind verwundet!"

Sie war allerdings mit Blut bedeckt und stand neben ihrem Pferde, sich an dasselbe anlehnend und mit dem rechten Arme sich am Sattel festhaltend.

Sie antwortete indessen:

„Nein, ich bin nicht verwundet. Es ist das Blut jenes Mannes, welches mich überströmte, als Sie ihn trafen. Es ist gräßlich! Ich glaubte, der Schrecken und das Entsetzen würden mich tödten, als ich mich plötzlich von diesen beiden Räubern überfallen sah. Aber nun ist wieder ein Mord geschehen."

Gleich darauf ergoß sie sich in feurigen Dankesworten und sagte, daß sie ihm Ehre und Leben verdanke.

Kohlweg half ihr auf das Pferd, und während sie ihren Weg weiter verfolgten, sagte er:

„Jener Schurke wird nicht sterben an der Wunde, welche ich ihm beibrachte; er wird nur eine tüchtige Narbe davontragen, welche ihn lehren soll, in Zukunft wehrlose Frauen ihres Weges ziehen zu lassen. Aber ich hätte ihm sicher den Schädel gespalten, wären Sie nicht eben, als ich ausholen wollte, zu Boden gestürzt."

„Müssen sich die Männer denn stets verwunden oder tödten?" sagte Käthchen.

„Liebes Kind", versetzte Kohlweg lächelnd, „bei Zu-

ständen, wie sie sich gegenwärtig zu gestalten scheinen, und bei Vorfällen, wie der so eben stattgefundene, helfen gute Worte verzweifelt wenig."

„Ach Gott", rief Käthchen, „Ihnen wollte ich keinen Vorwurf machen. Ich dachte", setzte sie zögernd hinzu, „an andere Dinge."

Dann wiederholte sie lebhaft ihren Dank, aber Kohlweg sagte:

„Wir sind noch lange nicht quitt. Sie retteten mit augenscheinlicher eigener Lebensgefahr mein Leben, das Leben eines Wildfremden. Ich dagegen —" Es schien, als fielen ihm im Augenblicke nicht gleich die passenden Worte ein, mit welchen er ihr sagen wollte, daß ein ihm theures Leben zu retten selbstverständlich sei. Er brach daher ab und sagte statt dessen:

„Auch der größte Feigling hätte doch wahrhaftig ebenso thun müssen wie ich that."

Käthchen schüttelte verneinend das Haupt und reichte ihm die Hand.

„Nie, nie, solange ich athme, werde ich Ihnen das vergessen!"

Als sie hierauf, während sie weiter ritten, mehrmals rückwärts blickte und sich ängstlich nach etwas umzusehen schien, sagte er scherzend:

„Die Beiden kommen nicht wieder, das ist sicher,

und jener Eine scheint ebenfalls die Lust verloren zu haben, uns zu verfolgen. Er kann sich dieses Vergnügen nun mit den beiden Spitzbuben machen; käme er aber auch wieder, so fürchte ich ihn jetzt nicht im mindesten mehr."

Es graute ihm auch in der That nicht, als er diese Worte sprach. Die wirkliche Gefahr der letzten Augenblicke hatte die muthmaßlich eingebildete verjagt. Käthchen aber sagte:

„Und doch war es eine gräßliche und grauenhafte Nacht. Möge Gott uns keine zweite solche erleben lassen."

„Nun", versetzte Kohlweg tröstend, „hier hat das Gehölz ein Ende, das flache freie Land liegt vor uns. Soweit man sehen kann, ist Niemand zu erblicken, und da auch seit fast einer Stunde fast kein Erdstoß mehr zu spüren war, so hat, für heute wenigstens, all dieses unheimliche Treiben ein Ende."

Sie beschlossen hierauf Halt zu machen, ihr Lager aber im Gehölz aufzuschlagen und in einiger Entfernung von der Straße, um vor unliebsamen Begegnungen sicher zu sein, wie sie deren heute schon mehrere erlebt hatten.

Eben begannen sie, gedeckt durch den Saum des Gehölzes, für die Nacht sich häuslich einzurichten, als

sie die Erfahrung machen sollten, daß die Merkwürdigkeiten dieser reizenden Nacht noch nicht zu Ende wären.

Wie Kohlweg kurz vorher gesagt hatte, waren im Laufe der letzten Stunden nur wenige und kaum fühlbare Erdstöße erfolgt; jetzt aber begann die Erde plötzlich mit solcher Heftigkeit zu erbeben, daß die ledigen Pferde schwankten und strauchelten und Kohlweg und Käthchen sich nur mit Mühe auf den Füßen halten konnten.

Käthchen stieß einen unwillkürlichen Angstruf aus und Kohlweg rief:

„O weh, der Tanz beginnt von neuem. Aber was ist das?"

Ein rasselndes Geräusch zog unter ihnen in der Erde vorüber, ähnlich dem unterirdischen Donner, aber mit schärfer abgestoßenem, knatterndem Tone, vielleicht zu vergleichen mit dem raschen Schritt eines Riesen, der über einen Wald hinwegschreitet und Bäume und Sträucher zertritt.

Daß dieses Knattern und Krachen seine Entstehung den gleichen Ursachen verdankte wie der unterirdische Donner, war wohl kaum zu bezweifeln, aber diese Ursachen mußten verzweifelt nahe unter der Oberfläche der Erde ihr Wesen treiben, und unwillkürlich mußte

man denken, daß sich die Erde öffnen und alles Lebende verschlingen würde.

Einen Theil dieses Vergnügens, den unschädlichern, machte sich die Mutter Erde auch wirklich.

Plötzlich entstand ein starker Schlag, ähnlich einer Kanonensalve, die Erde erzitterte nur noch leise und jenes Schrecken erregende Getöse verstummte.

Dafür zeigte sich gleichzeitig in einiger Entfernung ein langer, blendender Lichtstreifen, lodernd, flammend und Alles ringsum erleuchtend. Schon nach einigen Sekunden erlosch indessen das blendende weiße Licht und verwandelte sich in einen ebenso langen dunkelrothen Feuerstreifen, der ruhig und unbeweglich stehen blieb.

Die Erde war in der That geborsten, und muthmaßlich waren brennende Gase die Ursache des ersten hellen Lichts. Als diese erloschen waren, erzeugte der Widerschein unterirdischer Glut den dunkelrothen Lichtstreifen.

Hätte eine Stadt an der Stelle gestanden, an welcher sich Kohlweg und Käthchen eben befanden, so wäre kein Stein derselben auf dem andern stehen geblieben, so heftig waren die ersten, freilich nur kurze Zeit dauernden Erschütterungen. Als aber nun die Erde ruhig geworden war und jene entfernte Glut

keine weitern Tücken mehr auszuüben schien, entschlummerten die beiden Reisegefährten und wurden erst am Morgen durch die Strahlen der Sonne geweckt.

Sie konnten, als sie hierauf weiter zogen, keine Spur der gestrigen Feuererscheinung mehr bemerken und ebenso wenig deren Entfernung von ihrem Lagerplatze, noch die eigentliche Länge der entstandenen Spalte abschätzen. Unangefochten erreichten sie in den ersten Stunden des Nachmittags Valparaiso.

Die Stadt schien arg mitgenommen zu sein, noch ärger zerstört als Santiago, und Käthchen äußerte ihres Bruders wegen schlimme Bedenken. Beide waren in einer Schenke der Almendrale oder Mandelstraße abgestiegen, damals noch eine aus einzelnen Hütten bestehende Straße, jetzt ein glänzender Stadttheil, und Käthchen sagte jetzt, daß sie gehen und ihren Bruder aufsuchen wolle, welcher bei einem Kaufmann, seinem Gastfreunde, wohnen würde. Sie wollte dann mit diesem in die Almendrale zurückkehren und Kohlweg sollte sie dort erwarten. Sie reichte ihm die Hand und ging nach herzlichem, aber flüchtigem Abschiede.

Kohlweg hatte schon bei seinem frühern Aufenthalt in der Hafenstadt in jener Schenke gewohnt, da dort

der Seeleute und Fremden wegen wohl schon Nachtlager, wenngleich höchst einfacher Art, zu erhalten waren. Da er die Leute in jener Schenke als zuverlässig und ehrlich kannte, so hätte er ihnen unbesorgt sein und Käthchen's Gepäck anvertrauen und einen Gang durch die Stadt machen können, da er neugierig war, sich die Verwüstungen anzusehen, welche das Erdbeben angerichtet hatte.

Er blieb indessen zu Hause, um Käthchen zu erwarten, und ermüdet von der Reise, schlief er endlich ein, zum ersten Male seit Wochen wieder unter einem Dache und in einer menschlichen Wohnung.

Als er erwachte, begann es bereits zu dunkeln, und als er nach seiner Begleiterin fragte, ob dieselbe nicht wiedergekehrt sei, erhielt er verneinende Antwort.

Er erschrak und schlimme Befürchtungen wollten in ihm aufsteigen. Indessen suchte er dieselben niederzukämpfen und lief, seines Versprechens ungeachtet, in die Stadt, die nicht Wiedergekehrte zu suchen. Aber er fand sie nicht, und als er endlich heimkehrte, ward ihm die Kunde, daß Niemand dagewesen sei, ihn zu suchen oder ihm Botschaft zu bringen.

Und diese Nacht, welche Heinrich Kohlweg zubrachte unter Dach und Fach und verhältnißmäßig ruhiger und sicherer als fast alle, seit er mit Scherflein

ihre gemeinschaftliche Besitzung verlassen, diese Nacht verfloß ihm schlimmer als alle jene mit ihren Gefahren und Schrecken, und es wollte ihm scheinen, als habe er nie eine schlimmere zugebracht in seinem ganzen Leben, als er des Morgens nach kurzem und unruhigem Schlummer erwachte.

Zweites Kapitel.

Wie es auf der Hacienda des Sennor Castillo aussah, und wie Agacio, Ramon und Manuel eine Vergnügungsreise antreten.

Mit Ausnahme der letzten, von dem Betreffenden eben nicht besonders angenehm zugebrachten Nacht waren wir gezwungen, nicht blos unsere Schützlinge, sondern auch eine Menge andere Leute fast unaufhörlich im Freien verweilen zu lassen, und obgleich freilich das unglückliche Erdbeben hieran große Schuld trägt, so hegen wir doch großes Verlangen, uns wieder einmal in einem anständigen Hause und unter anständigen Leuten zu bewegen.

Sind wir hierin nicht so besonders wähleriſch, und statten wir dem Sennor Lopez einen Besuch ab.

Wir wissen, daß, wenn nicht gerade auf Veranlassung des Sennor Lopez, doch mit seiner Zustimmung

und Hülfe die vollkommen widerrechtliche Vertreibung Castillo's aus seinem Eigenthume stattgefunden hatte.

Die infolge der Revolutionskämpfe ziemlich gelockerten gesetzlichen Bande einerseits, auf der andern Seite das Lossagen Castillo's von jeder der beiden sich bekämpfenden Parteien ermöglichten diese Besitznahme von seiten Agacio's; das plötzlich entstandene Erdbeben aber, die allgemeine Verwirrung, welche dasselbe hervorbrachte, und die Demoralisation eines großen Theils der Bevölkerung, welche wieder durch jene hervorgerufen wurde, waren keineswegs geeignet, den Bestrebungen des ungetreuen Mayordomo entgegen zu treten.

Trotzdem ging der ganze Verlauf der Angelegenheit durchaus nicht nach dem Wunsche Agacio's.

Anfänglich trachtete er allein sich an Castillo und seiner Tochter zu rächen, nachdem aber Lopez ihm wenigstens passive Hülfe versprochen hatte, gingen seine Wünsche und Hoffnungen weiter.

Er hatte die Hacienda Castillo's in Besitz genommen und hielt es nicht für unmöglich, sich in diesem Besitze zu erhalten; da aber die Zeiten kaum bleiben konnten, wie sie waren, so schien ihm ein gewisser gesetzlicher Anstrich seines Verfahrens außerordentlich zweckmäßig.

Am besten und kürzesten glaubte er das zu erreichen, wenn es ihm gelingen würde, der Schwiegersohn des Sennor Castillo zu werden, und er zweifelte nicht, daß er durch Drohungen und Gewalt Castillo und seine Tochter gefügig werde machen können.

Er suchte also sich der Beiden zu bemächtigen, aber wir wissen, daß ihm dies fehl schlug, daß er von einem Theil seiner Leute, von Ramon und Manuel, getrennt wurde und in unüberlegter Flucht davonritt. Endlich, da er weder wußte, was aus Inez, noch was aus ihrem bereits gefangenen Vater geworden war, beschloß er, vorläufig nach der in Besitz genommenen Hacienda zurückzukehren und zu sehen, wie dort die Verhältnisse sich gestaltet hätten.

Nicht besonders war er erbaut von dem Stande der Dinge daselbst.

Man pflegt zu sagen: Wenn die Katze aus dem Hause, tanzen die Mäuse auf dem Tische, und allerdings fand Agacio seine zurückgelassenen Leute in der allergrößten Ungezwungenheit.

Aber was noch schlimmer, war, daß sie ihn gar nicht als Katze, sondern sich selbst als die Herren des Hauses zu betrachten schienen.

Agacio fand sie damit beschäftigt, die vorgefun-

denen Vorräthe zu verzehren, und erfuhr zugleich, daß sie einen großen Theil derselben bereits verkauft und das Geld unter sich getheilt hätten.

Auf gleiche Weise waren sie mit dem Vieh, den Pferden und andern in der Hacienda befindlichen Gegenständen verfahren, und obgleich der Chilene eigentlich nur wenig zum Trunke geneigt ist, befand sich dennoch infolge von Castillo's erbrochenem Keller, als Agacio ankam, ein großer Theil seiner zurückgelassenen Peons in stark angeheiterter Laune.

Er konnte sein Mißfallen über dieses Treiben nicht bergen und machte den Leuten sofort ernstliche Vorstellungen, aber die Antworten, welche er erhielt, wollten ihm keineswegs gefallen.

„Glaubt Ihr", sagten die Einen, „daß wir uns in dieses gefährliche Unternehmen eingelassen, um nachher zu hungern und zu darben?"

„Ihr werdet Euch doch nicht einbilden", sagten Andere, „daß Ihr hier der Herr seid, denn obgleich es eigentlich jetzt gar keine Herren mehr gibt, so sind doch wir gegenwärtig hier die Herren."

Wieder Andere lachten ihn aus und versicherten ihm, daß, da das Erdbeben doch demnächst Alles verschlingen würde, es eine Thorheit sei, sein Leben nicht noch vorher rechtschaffen zu genießen.

Diejenigen, welche früher eine gewisse Moral zu handhaben pflegten, stellten ihm vor, daß die gegenwärtigen Zustände auf der Hacienda gewissermaßen als eine göttliche Fügung zu betrachten wären, denn so wie er selbst den Sennor Castillo von seinem Besitzthume vertrieben habe, so würde er jetzt auch von ihnen behandelt werden.

Die Betrunkenen brachten ihm Wein und forderten ihn auf, mit ihnen zu trinken und sich die unnöthigen Grillen aus dem Kopfe zu schlagen. Er solle fidel sein und guter Dinge und es machen wie sie.

Die Groben endlich sagten:

„Schweigt und macht Euch nicht mausig, denn sonst wird man Euch an die freie Luft setzen."

Agacio wartete das nicht ab, sondern entfernte sich aus seinem neu gegründeten Reiche, welches dem Verfalle bereits wieder nahe war, und begab sich zum Sennor Lopez.

Das Haus desselben hatte, wie die Hacienda Castillo's, im Verhältniß zu andern ähnlichen Gebäuden und den Städten bisjetzt nur wenig durch das Erdbeben gelitten, und Lopez war daher nach dem ersten Schrecken wieder nach Hause zurückgekehrt und tröstete sich mit dem den Chilenen eigenen Leichtsinn mit dem Gedanken, daß es auch in der Folge also bleiben würde.

Er empfing Agacio mit großer Gemüthsruhe, höflich, aber entfernt von aller Vertraulichkeit. Dieser sagte nach den ersten Begrüßungsformeln:

„Schützt mich in meinem Besitze, Sennor Lopez."

Lopez blies langsam den Rauch seiner Cigarre von sich und erwiderte, indem er sich mit zwei Fingern der Hand nachdenklich die Stirn rieb:

„Besitz? Besitz? Habt Ihr irgend ein Anwesen gekauft, welches man Euch streitig machen will?"

„Ach Gott, nein", rief Agacio, „ich meine die Hacienda des Sennor Castillo!"

„Ah, das freut mich", sagte Lopez wohlwollend; „ich erinnere mich dunkel, daß Mißhelligkeiten zwischen dem Sennor Castillo und Euch stattfanden, und es ist mir höchst lieb zu hören, daß Ihr Euch mit dem guten Sennor wieder ausföhntet."

Der Zorn begann sich zu regen in Agacio bei diesen Worten des Lopez. Unmöglich konnte dieser vergessen haben, was zwischen ihnen vor nicht langer Zeit verhandelt worden war, und die Vorgänge auf der Hacienda konnten ihm ebenso wenig unbekannt geblieben sein. Klüglich bemeisterte er indessen seinen Unmuth und erzählte, sein Verfahren möglichst beschönigend, daß er die Hacienda in Besitz genommen habe.

„Warum nicht gar", versetzte Lopez trocken, „das wäre eine schöne Geschichte. Ich glaube, Ihr wollt mir ein Märchen aufheften."

„Bringt mich nicht zum Wahnsinn!" rief jetzt Agacio heftig. „Ihr müßt wissen, was in Eurer nächsten Nähe vorgegangen ist, und ebenso gut müßt Ihr Euch erinnern, was Ihr selbst —"

„Still, Mann, ereifert Euch nicht, und schreit vor allem nicht so!"

„Aber Ihr habt mir ja selbst —"

„Nichts habe ich, merkt Euch das. Aber Eure Sinne scheinen sich ein wenig verwirrt zu haben, und ich will Euch deshalb sagen, wie wahrscheinlich sich Alles zugetragen hat.

Ihr wißt, daß schuftige Bursche dem Sennor Castillo bedeutenden Schaden auf seinen Feldern zufügten."

Agacio machte eine ungeduldige Bewegung und wollte sprechen, Lopez aber hob die Hand zum Zeichen, daß er schweigen solle, und fuhr fort:

„Es stand zu befürchten, daß jene Schurken sich noch weiter an dem Eigenthum des Sennor vergreifen würden, Ihr aber, ein ehrlicher, treuer Kerl, wie Ihr seid, wolltet, trotz der kleinen Mißhelligkeiten zwischen dem Sennor und Euch, das nicht dulden. Ihr

warbt deshalb einen Haufen Männer an, die so wacker sind, wie Ihr selbst, und zogt nach der Hacienda, um das Eigenthum Eures frühern Herrn gegen weitere Schädigung zu schützen. Ist es nicht so?"

„Wenn es nicht anders sein kann, so ist es so", erwiderte Agacio, „und es kommt mir jetzt wirklich vor, als ob Ihr Recht hättet."

„Also! Und nun weiter: Castillo, der ein wenig ängstlich ist, verkannte Eure gute Meinung und entfloh, Ihr selbst aber, einmal im Zuge, edle Handlungen auszuführen, wolltet ihm diesen Irrthum benehmen und rittet ihm mit einigen Leuten nach, um ihn wieder auf seine Hacienda zurückzubringen. Oder nicht?"

„Ganz genau so!" sagte Agacio, der begriff, daß Lopez vollkommen gut unterrichtet war.

„Und was nun weiter?" fragte Lopez plötzlich mit scharfem Tone.

Agacio erschrak anfänglich, dann aber bedachte er, daß, so gut als Lopez seine Besitznahme der Hacienda erfahren haben mußte, ihm auch bekannt geworden sein könnte, daß er, Agacio, schon am folgenden Tage die Hacienda wieder verlassen und den flüchtigen Herrn derselben verfolgt habe.

Offenbar war Lopez nicht gut auf Castillo zu sprechen, denn obgleich er offenkundig nicht gegen den-

selben auftreten wollte, so hatte er doch schon früher Agacio freie Hand gelassen, jenem zu schaden, und ebenso erst vorhin ihm die Worte in den Mund gelegt, wie er sich vorkommenden Falles entschuldigen könne.

Trotzdem war Agacio in Zweifel, ob er Lopez die Wahrheit oder nicht und, im letzten Falle, welche Unwahrheit er berichten solle, und beschloß endlich, behutsam zu Werke zu gehen und zu ergründen, was eigentlich Lopez am liebsten hören würde.

Auf die Frage des letztern: „Und was nun weiter?" sagte er also nach einigem Bedenken und zögernd:

„Ich weiß in der That nicht, ob ich Euch, Sennor Lopez, Alles sagen darf."

„Thut das ohne Scheu."

„Nun", sagte Agacio, auf den vorher von Lopez angeschlagenen Ton eingehend, „ich habe meinen lieben vorigen Herrn in den Bergen eingeholt und habe ihn gebeten, mit mir auf seine Besitzung zurückzukehren; da er aber stets noch ein wenig mißtrauisch war, so brachte ich ihn an einen sichern Aufenthaltsort und behielt mir vor, ihn später von der Lauterkeit meiner Gesinnungen zu überzeugen."

„Erlogen", sagte Lopez mit großer Ruhe. „Bringt etwas Anderes zu Markte."

„Teufel", dachte Agacio, „ist er wirklich so gut unterrichtet, oder schlägt er auf den Busch?" Er schwieg.

„Nun?"

Agacio zog die Schulter.

„Wie ist es zum Beispiel", fuhr Lopez fort, „mit den Berittenen, vor welchen Ihr Euch so schleunigst auf die Flucht begabt?"

„Er steht mit dem Satan im Bunde", dachte Agacio. Laut aber erwiderte er nach kurzem Bedenken:

„Ich wollte meinen guten alten Sennor Castillo nicht in den schlimmen Verdacht der Landesverrätherei bringen, da Ihr aber so gut unterrichtet seid, so muß ich wohl die Wahrheit sagen. Der Sennor überfiel mich plötzlich mit einem großen Haufen Spanischgesinnter, wohl an dreißig bis vierzig Männer, und endlich, nach langer und hartnäckiger Gegenwehr, war ich gezwungen, mich zurückzuziehen."

Lopez lächelte.

„Wir wollen nicht untersuchen, wie viele Gegner Ihr hattet, genug, Ihr nahmt Reißaus, das ist richtig. Aber wo blieb der Sennor Castillo?"

„Muthmaßlich ist er bei seinen Freunden, den Spanischen, geblieben."

Lopez nickte zustimmend und trommelte, wie nachdenkend, auf den Tisch, dann sagte er leichthin:

„Die Sennorita Inez, Eure frühere Flamme, wurde aber bei dem großen Treffen, welches Ihr den Spanischen liefert, von ihrem Vater getrennt. Wo kam denn dieses hochmüthige Geschöpf hin?"

„Die?" versetzte Agacio. „Die gibt es jetzt billig. Ich fand sie ohnweit des Schlachtfeldes in einem erbärmlichen Zustande, und obgleich sie es nicht um mich verdient, nahm ich mich dennoch ihrer an."

„Und wo befindet sie sich gegenwärtig?"

„Bei einer alten entfernten Anverwandten von mir", gab Agacio keck zur Antwort.

Lopez fixirte den Sprechenden einen Augenblick, dann blickte er wie nachdenklich vor sich hin, und endlich sagte er in gütigem und vertraulichem Tone:

„Ich habe Euch, mein lieber Agacio, stets für einen rechtlichen und brauchbaren Menschen gehalten und deshalb eine gewisse Vorliebe für Euch gefaßt. So gern ich Euch aber auch nützlich wäre, so wird es doch, wie die Sachen gegenwärtig stehen, kaum durchzuführen sein, Euch den Besitz der Hacienda da drüben zu sichern. Aber es wird dem Sennor Castillo gut thun, wenn wir ihn zu Euren Gunsten ein wenig schröpfen. Er soll Euch eine anständige Summe zahlen und mit Inez wird sich die Sache später wohl auch machen. Ihr wißt wohl: alte Liebe rostet nicht. Vor

allem aber ist nöthig, daß, soll ich Euch behülflich sein, ich mit Castillo und seiner Tochter spreche. Sucht daher den Aufenthalt des erstern zu ergründen und führt mich zu Eurer Anverwandten, bei welcher Ihr Inez untergebracht habt."

Agacio kratzte sich verlegen hinter dem Ohre, dann sagte er:

„Das geht nicht. Die Sennorita ist ungeheuer angegriffen und würde auf den Tod erschrecken, wenn sie Euch plötzlich vor sich sähe."

„So geht hin und bereitet sie auf mein Kommen vor, sucht zu erfahren, wo sich ihr Vater aufhält, und haltet die Hacienda gut im Stande, das ist eine Hauptsache."

„Ach Gott", erwiderte Agacio kläglich, „das ist es ja eigentlich, weshalb ich Euch besuchte, aber wir kamen ganz davon ab. Die Kerle, welche ich dort zurückließ, wirthschaften wie der böse Feind und lassen sich nicht das Mindeste sagen."

„Es wird so schlimm nicht sein!"

„Doch, doch! Sie prassen und schlemmen und verkaufen zum Ueberflusse, was sie finden."

„Es sind eben junge Leute", versetzte der Sennor Lopez, „und sie werden schon vernünftig werden. Aber laßt Euch jetzt von meinem Mayordomo einen Imbiß

reichen, und dann geht mit Gott, zu besorgen, was wir besprochen haben."

Er begleitete mit diesen Worten Agacio an die Thür, und als er sie hinter ihm geschlossen hatte, sagte er zu sich selbst:

„Die Lumpenhunde drüben auf der Hacienda mögen treiben, was sie wollen, Haus, Hof und Feld müssen sie wohl stehen lassen. Agacio aber, der Schuft, soll für mich die Kastanien aus dem Feuer holen. Diese Inez ist stets noch ein fetter Bissen, sie wird nach all diesen Händeln nicht mehr so spröde sein wie früher, und Castillo — nun, er ist ein Einfaltspinsel, aber als Schwiegervater wird er sich dennoch ganz anständig ausnehmen. Vor allem muß ich wissen, wo die Beiden stecken, um dann auf glaubliche Weise den Retter spielen zu können."

Er rief dann nach zwei Männern, welche sich erst gestern bei ihm eingefunden hatten und welche wir, nachdem sie jetzt bei ihm eingetreten, sogleich als Ramon und Manuel erkennen, jene beiden braven Burschen, die den Sennor Castillo zu dem ehrwürdigen Crespo brachten.

Wir werden bald erfahren, was sie zu Lopez führte, und stellen hier nur die sehr wahrscheinliche Vermuthung auf, daß dieser von ihnen von dem Streif-

zuge Agacio's gegen Castillo so viel erfahren hatte, als eben Ramon mitzutheilen für gut befunden hatte.

„Hat Euch Agacio in meinem Hause gesehen?" fragte Lopez.

Ramon verneinte.

„Glaubt Ihr, daß Agacio den Aufenthalt des Sennor Castillo kennt?"

Ramon schien nachzusinnen, und endlich sagte er:

„Ich glaube kaum, daß dies der Fall sein wird."

Manuel lachte bei diesen Worten seines Kameraden auf täppische Weise, was indessen Lopez nicht zu bemerken schien. Er fragte vielmehr weiter:

„Kann Agacio wissen, wo sich Inez, die Tochter des Sennor Castillo, befindet?"

„Das ist eher möglich", versetzte Ramon. „Wie ich Euch schon berichtete, verschwand die Sennorita hinter jenem gefährlichen Felsenpfade, dem paso de las animas, und Agacio floh nach der andern Seite hin, aber wir verloren beide aus den Augen und es kann sein, daß er die Sennorita später wieder antraf."

„Haltet Ihr das für wahrscheinlich?"

„Quien sabe", sagte Ramon.

Da alle Welt weiß, daß man sich dieser Redensart bedient, wenn man keine bestimmte Antwort geben will

oder kann, so fragte er nach einigem Nachdenken plötzlich und Ramon scharf anblickend:

„Kann ich mich auf Euch und Euren Kameraden hier verlassen?"

Ramon schlug die Augen zum Himmel empor und legte die Rechte auf seine Brust, dann senkte er sein Haupt und blieb in gebückter Stellung vor seinem neuen Patrone stehen, während Manuel, so gut es ihm möglich, diese Bewegungen nachahmte.

Diese Zeichen der Unterwürfigkeit schienen Lopez nicht zu mißfallen und er sagte:

„Ihr scheint mir treue und zuverlässige Burschen zu sein. Ich will Euch einen Auftrag geben, und wenn Ihr denselben zu meiner Zufriedenheit ausführt, könnt Ihr auf meine Dankbarkeit rechnen. Haltet Euch sofort bereit, und sobald Agacio mein Haus verläßt, so folgt ihm unbemerkt, erkundet, wohin er geht, und stattet mir dann Bericht ab. Gelingt es, auf diese Weise Nachricht von der Sennorita oder ihrem Vater zu erhalten, so sollt Ihr zufrieden mit mir sein."

„Eure Zufriedenheit zu erwerben ist mir das höchste Glück", erwiderte Ramon, „aber um das zu können, verzeiht, Sennor —" Er stockte.

„Sprecht ohne Zwang!"

„Nun, in so verderbten Zeiten, wie die unserigen,

ist nicht selten mit Geld das Meiste auszurichten. Gelingt es uns, dem Sennor Castillo und der Sennorita Inez auf die Spur zu kommen, so erhaltet Ihr unverzüglich Nachricht. Ihr kennt meine Gesinnung. Wären aber Kosten verknüpft mit diesen Nachforschungen, Bestechungen an schlechte Menschen und so weiter, bis zu welcher Summe dürfte ich etwa Versprechungen machen?"

„Zum Beispiel für den Sennor Castillo?" sagte Manuel.

Weder Ramon noch Lopez schienen diese Aeußeruug zu beachten, der letztere aber sagte:

„Seht zuerst zu, irgend etwas zu erfahren, und gebt mir Nachricht. Wenn ich meinem armen Freunde, dem Sennor Castillo, dann irgendwie nützlich werden kann, kommt es mir auf ein Dutzend Goldunzen mehr oder weniger sicher nicht an."

Ramon verbeugte sich und wollte sich entfernen, aber in diesem Augenblicke schien dem Sennor Lopez plötzlich ein Einfall zu kommen.

„Halt", sagte er, „wird es nicht auffällig sein, wenn Ihr zu Zweien dem Agacio folgt? Es ist vielleicht besser, wenn Ihr, Ramon, allein ihm nachgeht."

„Ach, Euer Gnaden", versetzte dieser treuherzig, „so

dumm mein guter Freund, der Manuel da, auch aussieht, so ungeheuer pfiffig ist er doch, und wenn ich etwas zu Stande bringen soll, muß ich ihn nothwendig bei mir haben."

„So geht in Gottes Namen", sagte Lopez mit einem unwillkürlichen Zucken seiner Mundwinkel, und als sich beide entfernt hatten, sagte er zu sich selbst:

„Es unterliegt keinem Zweifel, die beiden Halunken halten, im Guten oder Bösen, diesen Castillo irgendwo verborgen und wollen ihn an mich verkaufen. Hätte ich mit Manuel allein sprechen können — nun, es wird sich Alles machen."

Ramon aber, während er auf der Lauer lag, um zu warten, bis Agacio sich entfernen würde, dachte:

„Natürlich! Das wäre ihm eine gemähte Wiese gewesen, wenn ich ihm Manuel, den Einfaltspinsel, hier gelassen hätte. Ich wäre keine halbe Stunde vom Hause entfernt gewesen, so hätte dieser gute Sennor Lopez gewußt, was er nicht wissen soll."

Agacio endlich, welcher in großer Eile die Hacienda des Sennor Lopez verlassen hatte, ließ, als man ihn von dort aus nicht mehr sehen konnte, sein Pferd langsam gehen und stellte, eben nicht in der heitersten Laune, etwa folgende Betrachtungen an:

„Die beiden Schufte, Ramon und Manuel, in deren

Obhut ich Castillo zurückließ, haben ihn entweder erschlagen und beraubt, oder sie haben ihn irgendwo eingesperrt, um ein Lösegeld zu erpressen. Auf keinen Fall aber weiß ich, wo er sich befindet, und ich kann deshalb nicht zu ihm gehen.

Da mir die alte Anverwandte, bei welcher sich Inez befinden soll, so wenig bekannt ist als des Teufels Großmutter, so kann ich auch diese nicht besuchen.

Auf die verwünschte Hacienda endlich, welche gegenwärtig weder Castillo noch mir gehört, kann ich ebenso wenig gehen, indem man dort mich vielleicht ermorden, im günstigsten Falle aber prügeln und hinauswerfen wird.

Hätte ich Inez dort in meine Gewalt bekommen, so stünde jetzt freilich Alles anders, so aber —" Er stieß einen derben Fluch aus und beschloß dann, sich einige Tage verborgen zu halten und hierauf, komme ihm kein besserer Gedanke, zu Lopez zurückzukehren, um diesen mit irgend einer falschen Nachricht zu täuschen.

Wenden wir uns jetzt zu Ramon und Manuel und sehen wir, wie beide zum Sennor Lopez kamen.

Die Sache war die einfachste von der Welt.

Ramon, nachdem er Castillo in sichere Verwahrung gebracht hatte, beschloß, sich nach der Hacienda desselben zu begeben, um Agacio entweder dort zu treffen oder

seine Ankunft abzuwarten und — es ist das wohl kein ganz unpassender Ausdruck — den Sennor Castillo an denselben zu verhandeln.

Als er aber das zügellose Leben der Knechte sah und die Aeußerungen hörte, welche man über den noch nicht angelangten Agacio machte, zweifelte er daran, mit diesem vorläufig irgend ein Geschäft abschließen zu können, und begab sich zu Lopez, diesem seine Dienste anzubieten.

Schlau wie er war, hatte er, solange er sich bei Agacio befand, aus einzelnen Aeußerungen desselben genug über jenen vernommen, um sein Benehmen gegen ihn einrichten zu können.

Was Manuel betraf, so wäre dieser für sein Leben gern bei den lustigen Leuten in der eroberten Hacienda geblieben, aber Ramon gab das nicht zu, da er seiner Verschwiegenheit betreffs Castillo's nicht traute, und Manuel, obgleich widerstrebend, gehorchte.

Auch Lopez' Hacienda verließ er nur ungern, und er machte jetzt, als beide in einiger Entfernung Agacio folgten, seinem Mißvergnügen Luft, indem er sagte:

„Es hat mir nur zur Hälfte gefallen, daß Du zum Sennor Lopez vorhin sagtest, daß ich so dumm aussähe und doch so pfiffig wäre."

„Du mußt eben nur die Hälfte für wahr halten", versetzte Ramon.

„Und dann", fuhr Manuel fort, „dann begreife ich nicht, warum ich keinen Augenblick von Dir weichen soll. Es hat mir vortrefflich gefallen auf unserer neuen Hacienda, und auch beim Sennor Lopez war es mir gerade gut genug."

„Mein Sohn", sagte Ramon, „das verstehst Du nicht und kannst es nicht verstehen, aber Du solltest überzeugt sein, daß ich stets zu Deinem Besten handle."

„Nenne mich doch nicht Sohn", rief Manuel ärgerlich, „ich bin ja kaum drei Monate jünger als Du."

„Liebes Kind", entgegnete Ramon, „Du begreifst, jung wie Du bist, nicht im mindesten, welch einen ungeheuern Schatz von Erfahrungen man in drei Monaten sammeln kann. Denke einmal, von heute an, in drei Monaten an das, was ich Dir jetzt sage, und Du wirst bemerken, welche Kenntnisse Du Dir bis dahin erworben hast."

„Hm, ja, aber Du bist dann abermals drei Monate älter, und auf diese Weise wirst Du stets klüger sein als ich."

„Das läßt sich nicht ändern, aber jetzt lasse Dein Pferd laufen, damit wir Agacio einholen."

„Aber wir sollen ihm ja unbemerkt folgen", sagte Manuel ganz erstaunt, „ich begreife nicht —"

„Still, Kleiner, in drei Monaten hast Du, wenn es Gottes Wille ist, das Alles begriffen."

„Werden wir ihn ermorden?" sagte Manuel, während er seinem erfahrenen ältern Freunde wie gewöhnlich Folge leistete und gleich jenem sein Pferd in Galopp setzte.

„Fürs erste zuverlässig nicht, und das Weitere steht in den Sternen geschrieben."

Nicht wenig war Agacio überrascht, als er sich plötzlich von zwei Männern eingeholt sah und in denselben seine frühern Genossen erkannte.

„Sennor Agacio!" rief Ramon. „Ihr seid es also wirklich! Dios hay en el cielo! Ja, der alte Gott lebt noch im Himmel, und zu tausend Malen sei er gepriesen, daß er uns endlich Euch hat finden lassen! Wie viel Sorge haben wir ausgestanden um Euch, Tag und Nacht haben wir —"

Agacio's Gesicht nahm bei diesen Worten Ramon's einen so verdrießlichen und ärgerlichen Ausdruck an, daß dieser einen Augenblick inne hielt und dann mit besorgtem Tone fortfuhr:

„Um Gotteswillen, theurer Sennor, es ist Euch doch nicht unwohl? Ihr zieht eine so eigenthümliche Miene!"

„Ja", sagte Manuel, um sich auch bemerkbar zu machen, „Ihr zieht eine eigenthümliche Miene."

„Kerle", rief Agacio heftig auffahrend, „habt einen Andern zum Narren als mich!" Und während Ramon mit dem Taschentuche, welches er dem Sennor Castillo entführt hatte, seine Augen bedeckte und ziemlich auffällig schluchzte, fuhr er fort zu schelten und beide der Untreue zu bezichtigen, und endlich sagte er:

„Wenn ich Euch beide nicht für die größten Schurken von der Welt halten soll, so sagt mir, was aus Castillo geworden ist, den ich bei Euch zurückließ."

„Es ist unser einziger Zweck, Euch das zu melden, und deshalb haben wir Euch wie eine Stecknadel allenthalben aufgesucht", versetzte Ramon. „Aber so rasch geht das nicht."

„So reitet in des Henkers Namen ein Stück Wegs mit mir."

Sie schlossen sich ihm an.

In einiger Entfernung aber zeigte sich ein vierter Mann, welcher ihnen so vorsichtig folgte, wie Ramon und Manuel anfänglich Agacio gefolgt waren.

Drittes Kapitel.

Kohlweg und Scherflein finden sich wieder. — Vom wilden Heere und der Frau Venus, desgleichen vom getreuen Eckart.

Nicht besser als die oben erwähnte Nacht vergingen die folgenden Tage und Nächte unserm in Valparaiso wartenden Kohlweg, denn Käthchen Bitterfeld kehrte nicht wieder.

Er sah jetzt erst recht ein, wie theuer das junge Mädchen in der kurzen Zeit ihres Zusammenseins seinem Herzen geworden war, und Hunderte von schlimmen Gedanken quälten ihn ihres Verschwindens wegen.

Die eigenthümlichen Aeußerungen, welche sie machte, als beide einmal von den quälenden Gewissensbissen eines Mörders sprachen, beängstigten ihn eine Zeit lang. Sollte sie seine Vergangenheit kennen und ihn jetzt verlassen haben, weil sie ihn als einen Mörder verabscheute?

Aber er verwarf diesen Gedanken bald wieder.

Sie selbst hatte entschuldigende Worte gesprochen, dann war sie so vertrauensvoll, so freundlich gegen ihn! Er konnte sie einer solchen Verstellung nicht für fähig halten und auch dieses schweigende Davongehen schien ihm nicht in ihrem ganzen Wesen zu liegen. Wie er sie zu kennen glaubte, hätte sie ihm den Grund ihrer Entfernung mit einigen Worten wenigstens mitgetheilt.

Dagegen aber, daß sie ihn absichtlich verlassen, sprach mehr als Alles, daß sie ihr ganzes Gepäck, bei welchem sich eine nicht ganz unbedeutende Summe in Gold befand, in der Schenke und unter seiner Obhut zurückgelassen hatte.

Man läßt seine Habe nicht in den Händen eines Menschen, den man verabscheut und mit welchem man nichts mehr zu schaffen haben will, und sie hätte, ohne den mindesten Verdacht zu erregen, ihre Habseligkeiten mit sich nehmen können.

Es mußte Käthchen also ein Unfall zugestoßen sein, aber trotz aller Mühe kam er diesem nicht auf die Spur.

Fruchtlos lief er fragend und suchend durch die Stadt. Niemand hatte ein Mädchen gesehen, welches der von ihm entworfenen Beschreibung nur halbwegs

ähnlich war, und glaubte er auch einmal einen Anhaltspunkt gefunden zu haben, so erwies sich derselbe bald wieder als vollkommen nichtig.

Er zog nun Erkundigungen bei den wenigen deutschen Kaufleuten, welche zu jener Zeit sich in Valparaiso niedergelassen hatten, ein, aber seine Bemühungen waren ebenso fruchtlos.

Abgesehen davon, daß des Erdbebens wegen, welches von Zeit zu Zeit sich stets noch fühlbar machte, Alles in Verwirrung und mit sich selbst beschäftigt war, schien auch kaum irgend Jemand Käthchen's Bruder zu kennen.

Ein einziger Deutscher erinnerte sich seinen Namen gehört zu haben. Bitterfeld war vor einiger Zeit in Valparaiso angekommen, hatte sich indessen nur kurze Zeit dort aufgehalten und war dann ins Innere gegangen. Es war möglich, daß er von Zeit zu Zeit die Hafenstadt wieder besuchte, der Berichterstatter aber war nie mit ihm zusammengekommen.

Kohlweg überzeugte sich endlich von der Unmöglichkeit, irgendwie eine nur einigermaßen sichere Nachricht über Käthchen und ihr Schicksal zu erhalten, und beschloß, freilich mit schwerem Herzen, die Stadt zu verlassen. Er beschwor jenen Deutschen, wenn er abgereist sein würde, weitere Nachforschungen über die

Verlorene anzustellen, und gab ihm zugleich Käthchen's Gepäck in Verwahrung, da er dasselbe auf diese Weise für besser aufgehoben hielt, als wenn er selbst es mit sich führen würde.

Seinem ursprünglichen Plane gemäß beschloß er nun in sein und Scherflein's Haus zurückzukehren, um dort vielleicht Nachricht über den letztern zu erhalten, vorher aber wollte er, da es kaum ein Umweg zu nennen, Santiago besuchen und Erkundigungen einziehen bei dem Besitzer des Hauses, in welchem Käthchen und ihr Bruder gewohnt hatten.

Er schlug denselben Weg ein, welchen er kurz vorher in entgegengesetzter Richtung in der Gesellschaft Käthchen's zurückgelegt hatte, und während er seinem Kummer nachhing über deren Verschwinden, dachte er zugleich darüber nach, wie eigenthümlich sich in der letzten Zeit sein Schicksal gestaltet hatte, wie seine Wünsche gewechselt und seine Theilnahme stets andern Dingen zugewendet gewesen.

Sein Freund und er hatten sich in der stillen, von Menschen wenig besuchten Gegend, welche sie bewohnten, gelangweilt; die ewige Klarheit des Himmels bei Tage, die Pracht des gestirnten Nachthimmels, die Ruhe, welche ringsum herrschte, da die Stürme der Revolution jene menschenleere Gegend nur wenig berührten, alles das

war ihnen zuwider geworden und sie hatten beschlossen, allen diesen Schönheiten und zugleich dem Heimweh zu entfliehen und nach Mendoza zu gehen.

Auf dem paso de las animas änderte sich plötzlich ihr Geschick und bescherte ihnen eine Kette ganz artiger Abenteuer.

Er zweifelte nicht, daß Scherflein vollständig leer ausgegangen sei, was aber ihn selbst betraf, so nahm er zuerst und nachdem er Agacio verjagt hatte, lebhaften Antheil an dem Schicksal des Sennor Castillo, dessen Tochter er einen Augenblick lang in der größten Lebensgefahr schwebend gesehen und dann verlassen hatte, um ihrem Vater zu Hülfe zu eilen, welchen er nie vorher gesehen und eben so wenig bis jetzt zu Gesicht bekommen.

Das Geschick dieses ihm gänzlich Unbekannten nahm noch in Santiago alle seine Gedanken in Anspruch, bis buchstäblich eine einzige Sekunde diesen Gedanken verdrängte und ihn für seine eigene Sicherheit besorgt sein ließ.

Der plötzliche Ausbruch des Erdbebens brachte diese Veränderung hervor, und als kaum eine Minute später Käthchen ihn aus der augenscheinlichsten Lebensgefahr gerettet hatte, wendete er dieser seine ganze Aufmerksamkeit zu und hatte kein anderes Trachten, als sie

aus den mehrfachen Gefahren zu befreien, welche durch jene furchtbare Naturerscheinung hervorgerufen wurden.

Gegenwärtig aber waren alle seine Gedanken allein auf die so unbegreiflich Verschwundene gerichtet und kaum kümmerte ihn das Erdbeben mehr, dessen stete und nur selten unterbrochene Thätigkeit von Zeit zu Zeit durch Erschütterungen des Bodens angekündigt wurde.

Er hielt sich mechanisch im Sattel, wenn sein Pferd durch einen heftigern Erdstoß ins Schwanken gerieth; er dachte kaum daran, daß, wenn ihm Berittene begegneten, er von diesen angefallen werden könnte, und als er an der Stelle vorüberkam, an welcher er Käthchen aus den Händen der Strolche befreit hatte, betrachtete er diesen Platz nur mit vergrößertem Interesse, weil er dabei Käthchen's gedachte.

Es war abermals Nacht, als er dort vorüberkam, und als er kurz darauf an dem Orte vorbeiritt, wo der Ermordete gelegen hatte, graute ihm nicht im mindesten. Der Leichnam war fort und auch der Spuk, welcher ihn in jener Nacht verfolgte, blieb unsichtbar.

Was kümmerten ihn überhaupt Todte und Gespenster, er dachte nur an Käthchen. Als er aber nicht weit von dem Schauplatze des Mordes sein Nachtlager aufgeschlagen hatte, kam ihm der Gedanke, daß sie

ihm vielleicht erscheinen würde, wenn sie verunglückt wäre.

Ein wollüstiges Grauen überkam ihn bei diesem Gedanken. Es wurde ihm fast zur Gewißheit, daß sie gestorben sei, und während er ihr par distance, freilich auf weite, eine Liebeserklärung in das unbekannte Jenseits zuschickte, bat er sie, sich ihm zu zeigen oder ihm wenigstens ein Zeichen zu geben, daß sie seiner noch gedächte.

Aber sie erfüllte seinen Wunsch nicht, und Alles blieb still.

Indessen schien der Platz für allerlei Gespenstervolk ein günstiger.

Als er endlich eingeschlummert war, trat Zeckel, der Schneider-Baron und Wilderer, den er in letzterer Eigenschaft erschossen hatte, zu ihm und ängstigte ihn im Traume.

Er war noch größer geworden, als er schon in Europa war, Haupthaar und Wangenbart waren höchst sorgfältig gepflegt, und seine Toilette war die gewählteste. Weniger gewählt und für ein Gespenst sogar höchst unpassend war sein Benehmen. Sich brüstend, wie im schwarzen Bären, schritt er zwischen den Gesträuchen auf und nieder und schien sich mit andern Personen zu unterhalten, welche Kohlweg indessen nicht

sehen konnte. Daß er erschossen worden war, schien Zeckel kaum übel zu deuten, dagegen machte er sich lustig über seinen Mörder, den er einen langweiligen Forstpolaken nannte, eine Benennung, gegen welche zu jener Zeit das jüngere Forstpersonal lebhaft reagirte, und endlich begann er zu erzählen, wie er Kohlweg bei der schwarzen Crescenz ausgestochen habe.

„Benehmen Sie sich anständiger, wenn Sie hier bei fremden Leuten spuken wollen", wollte Kohlweg ihm zurufen. „Hören Sie, daß ich Sie mit jenem Schelt-wort verhöhne, was Ihren Collegen so widerwärtig ist?" Aber es lag wie Blei auf seiner Brust und er konnte nicht sprechen.

Zeckel hingegen schien ihn verstanden zu haben, er trat an ihn heran und starrte ihn mit seinen dunklen Augen schweigend an, und Kohlweg sah jetzt, daß er über und über mit Blut besudelt war.

Früh am Morgen erwachte er in Schweiß gebadet, und als er hierauf seinen Weg weiter fortsetzte, sagte er zu sich selbst:

„Ich wollte, er wäre geblieben, wie er anfänglich war und wie im Leben, übermüthig und anmaßend. Aber wie er zuletzt aussah, muß er in der Schlucht gelegen haben, in welche er auf meinen Schuß hinab-stürzte."

Und obschon es nur ein Traumbild war, was ihn geängstigt hatte, seufzte er dennoch tief auf.

Der Gedanke an Käthchen verscheuchte das trübe Bild, obgleich er nichts weniger als tröstlich war.

Als er Casablanca erreicht hatte, fand er es gänzlich verlassen, nur in einiger Entfernung von den Trümmern und Schutthaufen hatte man einige Laubhütten errichtet. Ganz ähnlich traf er es in Curicavia.

Es dunkelte bereits, als er auf der Höhe der Cuesta de Prado ankam, und da er in der Nähe von Santiago mehrere Feuer erblickte, beschloß er ebenfalls außerhalb der Stadt zu übernachten, da er, abgesehen von der Sicherheit, in der Stadt selbst kaum eine Unterkunft zu finden hoffen konnte.

Er gesellte sich, als er die Feuerstellen erreicht hatte, zu einigen jungen Leuten, welche dort lagerten, und erfuhr, daß, obgleich von Zeit zu Zeit noch Erdstöße erfolgten, welche den ersten an Heftigkeit nur wenig nachgaben, dennoch nur wenige Gebäude eingestürzt wären, vielleicht infolge zweckmäßiger Bauart der verschont gebliebenen, vielleicht aber auch deshalb, weil, selbst in einer und derselben Stadt, gewisse Districte bei einem und demselben Erdbeben weniger beschädigt worden als andere.

Schlimmer lauteten indessen andere Nachrichten.

Die Sterblichkeit nahm auf schreckenerregende Weise zu, und in gleichem Verhältnisse steigerte sich einerseits die Angst und Muthlosigkeit eines Theils der Bevölkerung, während ein anderer Theil derselben sich jeden erdenklichen Unfug erlaubte.

Kohlweg fand das bestätigt, als er tags darauf in die Stadt kam.

Fast alle Häuser, welche nur wenig oder gar nicht beschädigt waren, wurden wieder bewohnt, aber aus vielen dieser Häuser kamen Leichenzüge, und Angst und Schrecken malten sich auf den Gesichtern der Lebenden.

Diejenigen, deren Wohnungen zusammengestürzt oder im hohen Grade baufällig geworden waren, suchten sich auf den Trümmern derselben oder vor der Stadt einzurichten, so gut es eben anging. In unbewohnten und nicht bewachten Häusern aber trieben Diebe und allerlei anderes Gesindel ihr Wesen und wühlten ungescheut im Schutte nach Beute.

Kohlweg begab sich vor allem an das Haus Käthchen's und fand dasselbe in dem Zustande, wie er und Käthchen es verlassen hatten, mit Ausnahme einer Stelle, an welcher eine ziemliche Menge Schutt beiseite geräumt und offenbar eine Nachgrabung angestellt worden war.

Diese Nachgrabung schien erst vor kurzem geschehen

zu sein, aber etwas Näheres zu erfahren wollte lange Zeit nicht gelingen. Nachdem er nicht ohne Mühe den Namen des Hauseigenthümers erfahren hatte, suchte er dessen Aufenthalt zu erkunden, aber Niemand wollte seit dem Beginne des Erdbebens denselben gesehen haben; lag er unter den Trümmern seines Hauses begraben, war er auf andere Weise verunglückt, oder waren die wenigen Nachbarn, welche sich noch in der Nähe aufhielten, so mit sich selbst beschäftigt, daß sie sich um andere Leute wenig kümmerten, es blieb sich das vorläufig gleich, aber der Mann selbst war nicht zu erkunden.

Bezüglich der geschehenen Nachgrabungen erfuhr er endlich, daß erst gestern mehrere Leute beschäftigt gewesen wären, den Schutt an einer Stelle beiseite zu räumen, wer aber das gethan hatte, war nicht zu ergründen.

„Der Sennor Ritterfeld?"

„Quien sabe!"

„Diebe? Räuber?"

„Quien sabe!"

Kohlweg schwieg und irrte planlos in der zerstörten Stadt umher, um vielleicht durch Zufall irgend eine Nachricht vom Käthchen oder ihrem Bruder zu erhalten, welche ihn auf ihre Spur leiten könnten, aber der Zufall begünstigte ihn ebenso wenig.

Endlich begab er sich, überdrüssig dieser fruchtlosen Nachforschungen, in eine Fonda, und als der Abend heranrückte, beschloß er heute nicht außerhalb der Stadt, sondern auf den Trümmern von Käthchen's Hause zu schlafen, da eben solche Trümmerhaufen ziemliche Sicherheit bieten in Bezug auf erneute Erdstöße.

Wer aber einmal in seinem Leben wacker und rechtschaffen, das will bedeuten: stark und heftig, verliebt war, begreift augenblicklich, daß nicht diese Sicherheit allein, sondern auch der Gedanke ihn dahin führte, daß diese Trümmer die von Käthchen's früherer Wohnung waren.

Am folgenden Morgen indessen beschloß er, die Zeit nicht ferner auf solche Weise zu vergeuden, sondern seinen ursprünglichen Plan zu verfolgen und in sein Haus zurückzukehren, wo er Scherflein oder wenigstens Nachricht von ihm zu finden hoffte; vorher aber wollte er, gemäß seiner Verabredung mit Pedrillo, dessen Stiefmutter aufsuchen, um dort vielleicht Nachricht von diesem zu erhalten.

Eben hatte er sein Pferd über die Trümmer geführt und wollte dasselbe besteigen, als er einen Reiter auf sich zukommen sah, welcher fast gleichzeitig auch ihn bemerkte und erkannte, vom Pferde sprang und ihn mit einem Freudenschrei umarmte.

Es war Scherflein, und man kann sich denken, daß die Freude beider groß war.

„Du hast also den Hals auf jener verwünschten Felsenmauer nicht gebrochen?“ sagte endlich Kohlweg.

Nein, wie Du siehst, und auch meine liebe Inez nicht!“

„Ah, meine liebe Inez“, versetzte Kohlweg halb traurig, halb lächelnd; „wir beide sind da also ganz unverhofft zu — nun, eben zu Freundinnen gekommen!“

Sie theilten sich nun gegenseitig ihre Erlebnisse mit, und da uns dieselben zur Genüge bekannt sind, so bleibt uns nur zu bemerken übrig, daß Scherflein, nachdem er Inez im Hause zurückgelassen hatte, fruchtlos nach ihrem Vater forschte, indessen Spuren von Kohlweg zu finden glaubte, welchen er nachzog.

Vorzugsweise verdankte er diese Spuren der Flinte, welche Kohlweg am Sattel führte, da dies eine wenig gebräuchliche Bewaffnung in Chile ist, ferner auch der Tabakspfeife Kohlweg's, was freilich wenig romantisch klingt, dagegen aber desto wahrer ist, indem eine Pfeife dort großes Aufsehen erregt.

Beide beschlossen jetzt, zuerst die Stiefmutter Pedrillo's zu besuchen, dann sich ein wenig in der Nähe von Castillo's Hacienda umzusehen, hierauf aber nach Hause zu Inez zurückzukehren.

Anhaltspunkte, wo ihr Vater zu suchen wäre, konnten doch vielleicht von ihr erhalten werden, denn er konnte sich zu Freunden oder Verwandten geflüchtet haben und sie wußte vielleicht über einige derselben Bescheid zu geben.

Als sie noch im Laufe dieses Tages die Fonda erreichten, welche nach Pedrillo's Beschreibung die seiner Stiefmutter sein mußte, fanden sie dieselbe zwar nicht vollkommen zerstört, indessen durch die Erdstöße dennoch einigermaßen mitgenommen.

Unter der Thür saß eine mürrisch aussehende Frau. Um sich zu überzeugen, ob dieselbe die Gesuchte sei, sagte Kohlweg:

„Verzeiht, liebe Frau, seid Ihr nicht die Mutter eines gewissen Pedrillo?"

„Der Teufel ist seine Mutter, nicht ich", erwiderte die Frau zornig.

„Aber er wohnte doch hier im Hause?"

„Leider Gottes hat er es verlassen! Ich habe mich genug darüber gegrämt."

„Das paßt nicht recht zusammen", dachte Kohlweg. Laut sagte er indessen:

„Und warum habt Ihr Euch gegrämt, daß er von Euch gegangen ist?"

„Weil die Kammer, in welcher er früher schlief, bei

den ersten Stößen des Erdbebens zusammenstürzte. Das wäre ihm gesund gewesen, hätte er da in seinem Neste gelegen!"

„Alles in Ordnung", dachte Kohlweg. Er nahm sofort eine andere Miene an und sagte drohend:

„Macht mir keine Lügen vor! Wenn Ihr ihn versteckt habt, geht es Euch nicht gut, denn ich muß den Hund haben!"

Die Frau sah Kohlweg mehr neugierig als erschrocken an und sagte dann:

„Ich kann es beschwören, daß er nicht hier ist, aber wenn er hier wäre, was wolltet Ihr mit ihm machen?"

„Was ich mit ihm machen wollte? Donnerwetter! Ich will ihn prügeln, solange ich eine Hand rühren kann, und mein Freund hier wird mir helfen."

Scherflein bestätigte das und die Stiefmutter sagte erfreut:

„Ei, was für ein paar liebe und brave Herren seid Ihr und wie schade ist es, daß dieser gute Pedrillo nicht hier ist. Aber was für einen Streich hat er Euch gespielt, daß Ihr so erbost über ihn seid?"

„Was für einen Streich?" rief Kohlweg, sich immer zorniger stellend. „Carajo! Mehr wie einen!"

„Steigt ab", sagte die Stiefmutter, „und verweilt

einen Augenblick in meinem geringen Hause. Ich komme gleich wieder, und dann wollen wir überlegen, wie wir ihn fassen können."

Sie ging und kehrte mit Wein und Früchten wieder, welche sie ihren Gästen vorsetzte. Dann sagte sie:

„Der junge Taugenichts ging mit einem Sennor davon, dem Sennor Castillo, der jetzt schon verdorben und vielleicht auch gestorben ist. Den Pedrillo aber habe ich während der ganzen Zeit nicht wiedergesehen, außer noch einmal an demselben Tage, an welchem ihn der Sennor mit sich nahm. Der böse Bube kam da, um mir allerlei ungewaschenes Zeug vorzuschwatzen und Grobheiten anzuthun, und dann ritt er seinem neuen Herrn nach, der wohl nicht viel besser als er selbst ist, denn seht, Sennores, wie der Herr, so der Knecht, und —"

„Halt", sagte Scherflein, „wie sieht es auf der Hacienda des Sennor Castillo aus? Ich habe da Allerlei sprechen hören."

„Prächtig sieht es da aus", versetzte die Frau schadenfroh. „Ein Dutzend Strolche hat den Sennor und seine hochmüthige Tochter zum Henker gejagt und wirthschaftet jetzt dort, daß es eine Freude ist. Es geschieht aber dem Sennor ganz recht, warum hat er den nichtsnutzigen Burschen, den Pedrillo —"

Diesmal unterbrach Kohlweg ihren Redestrom.

„Da fällt mir plötzlich ein Plan ein", sagte er, „wie wir diesen Pedrillo in die Falle locken können. Könnt Ihr Euch ein wenig verstellen?"

„Ach Gott", erwiderte die Stiefmutter, „wenn man drei Männer gehabt hat, muß man das wohl lernen. Das Mannsvolk kann die Wahrheit nicht vertragen, und da wir armen und unterdrückten Weiber die Männer nicht schlagen können, so müssen wir sie belügen."

„Schön! Hört also! Wenn Pedrillo bei Euch einkehren sollte, so behandelt ihn gut, labt ihn mit Speise und Trank und sagt ihm, daß ein gewisser Kohlweg hier bei Euch gewesen sei und Euch gebeten habe, ihm, Pedrillo, zu sagen, er solle nach dem Hause Kohlweg's kommen."

„Kohlweg", sagte nachdenklich die Alte. „Das ist doch kein Hiesiger!"

Scherflein legte sich ins Mittel.

„Nein", rief er lachend, „ein Hiesiger ist es nicht. Es ist einer von drüben, ein Kerl, der so wacker lügen kann wie die unterdrückteste Frau, und Pedrillo's guter Freund. Aber dieser wird in Kohlweg's Hause uns beide finden, und was dann geschieht, wißt Ihr ja bereits."

„Gebt's ihm nur tüchtig", gab die gute Mutter zur Antwort, und dann versprach sie mit Hand und Mund, Pedrillo, käme er zu ihr, nach Wunsch zu behandeln. Hierauf schieden die beiden jungen Leute im besten Einvernehmen mit Pedrillo's Stiefmutter.

Ohne weitere bemerkenswerthe Abenteuer erreichten sie am Tage darauf ihr früher so geschmähtes Haus und wurden von Inez mit einem Freudenschrei begrüßt, der Scherflein einen tiefen und erfreulichen Blick in ihr Herz thun ließ. Freilich fragte sie gleich darauf nach ihrem Vater und brach in Thränen aus, als sie erfuhr, daß die beiden Freunde keine Nachricht von demselben geben konnten.

Auf die Frage Scherflein's, ob sie nicht vermuthe, daß Castillo sich bei einem oder dem andern Freunde geborgen habe, erwiderte sie kopfschüttelnd:

„Ich glaube nicht. Alle unsere Freunde haben sich einer oder der andern gegenwärtig sich bekämpfenden Parteien angeschlossen, und da mein guter Vater den unglücklichen Einfall hatte, neutral bleiben zu wollen, so will nun Niemand etwas von ihm wissen. Kaum möchte er also bei einem unserer reichen Bekannten zu finden sein. Aber es kann sein, daß er, um für den Augenblick den Verfolgungen Agacio's zu entgehen, sich in irgend einer Hütte, vielleicht bei einem unserer

frühern Knechte, verborgen hat. Aber wo? Und wie ihn auffinden?"

Daß, wie die Freunde berichteten, Castillo nicht mehr der Gefangene Agacio's sei, beruhigte Inez einigermaßen, und man entwarf dann Pläne, was man für die nächste Zukunft thun wolle.

Vorläufig wollten beide Freunde einige Tage im Hause bleiben und einer von ihnen sollte dann auf Kundschaft ausziehen, um Nachricht über Castillo und sein ferneres Geschick einzuziehen, während der andere zum Schutze von Inez und ihrer Dienerin Beate im Hause bleiben sollte, da Kohlweg auf seiner Fahrt nach Valparaiso hinlänglich Gelegenheit gefunden, sich von der herrschenden Unsicherheit zu überzeugen.

Die beiden Frauen jammerten, als sie das Unheil erfuhren, welches das Erdbeben an so vielen Orten im Lande angerichtet hatte. Obgleich die Erde auch in ihrer Gegend tüchtig geschüttelt worden, waren sie doch weit davon entfernt, an eine so außerordentliche Verheerung zu denken. Als aber Kohlweg hierauf seine Rettung durch Käthchen, seine Reise mit ihr nach Valparaiso und ihr dortiges Verschwinden erzählte, zeigte sich Inez ganz als Weib.

„Ihr seid verliebt bis über die Ohren", rief sie, „man muß Euch helfen und Ihr findet das gute Mäd-

chen ganz gewiß wieder. Aber das war recht einfältig von Euch, daß Ihr nur einen Augenblick glauben oder daran denken konntet, sie sei Euch davongelaufen. Kein Mädchen und keine Frau läuft einem Manne davon, der ihr Leben und Ehre gerettet hat. Nein, nein und nochmals nein! Denn nein ist nun mein Lieblingswort geworden, und der da weiß, warum!"

Die beiden Freunde aber konnten sich nicht genug verwundern, wie in ihrem Hause sich Alles auf das vortheilhafteste umgestaltet hatte.

Man wollte behaupten und es kann sein, daß wir selbst dergleichen gethan haben, daß die chilenischen Frauen nicht eben übermäßig ordnungsliebend seien. Unbedingt machte Inez aber eine lobenswerthe Ausnahme.

Ihre ordnende, schaffende Hand war aller Orten sichtbar. Alle Spuren der frühern Junggesellenwirthschaft waren verschwunden und trotz der wenigen Mittel, welche ihr zu Gebote standen, war dennoch Alles nett und wohnlich eingerichtet

Kohlweg rieb sich behaglich die Hände und Scherflein blickte offenbar mit Stolz auf das Werk seiner Inez, welche selbst die freigelassenen Thiere des Hauses, die Hühner und die Ziege, wieder an sich gelockt und versorgt hatte.

Es wäre eine Idylle gewesen, wenn der abhanden gekommene Sennor Castillo als Vater, der Bösewicht Agacio, das Erdbeben und noch verschiedene andere Dinge sich nicht in dieses Stillleben gedrängt hätten.

Als aber die Nacht hereingebrochen war, verhängte Kohlweg nicht mehr das Fenster, wie er es früher gethan hatte, um den Mond hinauszusperren und von dem ewig klaren Himmel nicht gelangweilt zu werden, sondern er und die übrigen Hausgenossen nahmen Platz auf einer Bank vor dem Hause, welche Inez und Beate mit Laubwerk überwölbt hatten, wie es dort zu Lande gebräuchlich. Dann plauderte man zusammen.

Kohlweg fand das höchst gemüthlich und endlich sagte er:

„Es ist jetzt hier fast gerade so schön als wie bei uns zu Hause."

Scherflein aber, unwillkürlich nach Inez blickend, setzte hinzu:

„Und mir kommt es noch schöner vor."

Als man unter Anderm wieder auf die Reise Kohlweg's mit Käthchen nach Valparaiso zu sprechen kam, sagte Inez:

„Aber daß Sie der Todte in jenem Gehölz ver-

folgte, ist ja ganz unmöglich, es ist etwas, was nicht sein kann und wovon man nie gehört hat."

„Wenn Ihr in Deutschland wäret, liebe Inez, würdet Ihr noch ganz andere Dinge hören", versetzte Scherflein lachend.

Inez bat ihn zu erzählen, aber Scherflein sagte:

„Ich wüßte nicht wo anfangen und wo aufhören, denn wenn man alle Gespenster, welche sich dort umhertreiben, zusammenzählen wollte, so bekäme man deren mehr als lebende Menschen. Da haben wir Feen, Wald- und Feldgeister, Succuben, Wasser-, Luft- und Feuergeister, Erd-, Haus- und Berggeister, Wehrwölfe, Zwerge und Riesen, Hexen und Zauberer, wobei aber freilich bemerkt werden muß, daß viele dieser Spukgestalten sich nach der Mode richten und von Zeit zu Zeit unter anderer Form und verändertem Namen auftreten."

„Das verstehe ich nicht", erwiderte Inez. „Aber wenn es so ist, warum gibt es bei Euch so viel dergleichen unheimliche Wesen, vor welchen mir eigentlich immerhin ein wenig graut, obgleich ich mir ihr Dasein nicht denken kann?"

„Dieses Grauen ist die Urältermutter aller Gespenster und so unerklärlich wie sie selbst", sagte Scherflein. „Ein Hauptgrund dieses so reich gesegneten Spuk-

wesens waren die vielen Gottheiten, welche früher sowohl in Deutschland selbst als in den benachbarten Ländern ansässig waren.

Freilich hatten die klassischen Götter, die der Griechen, welche die Römer später ins Lateinische übersetzten, anständigere, wenigstens noblere Passionen als die nordischen, welche theilweise selbst dem Trunke stark ergeben und händelsüchtig waren.

Allerlei Familienverbindungen fanden aber deshalb doch zwischen ihnen statt, gerade so wie heutzutage unter den hohen und höchsten Herrschaften.

Da richteten die Juden in Jerusalem ein Kreuz auf auf der Schädelstätte, und dieses Kreuz begann zu wachsen und mehr und mehr zu glänzen.

Anfänglich lachten die alten Götter, die feinen und die ungeschliffenen, über dieses Kreuz, abermals fast gerade so, wie später hohe und höchste Herrschaften über gewisse andere Dinge lachten. Plötzlich aber bemerkten sie, daß die Sache durchaus nicht zum Lachen wäre. Als sie jedoch diese Bemerkung machten, war es bereits zu spät.

Das Kreuz war riesig gewachsen, es strahlte weithin in das alte Götterreich, und die alten Götter wurden abgesetzt.

Die deutschen und überhaupt viele der nordischen

blieben im Lande und nahmen geringere Gespensterdienste an, und da die Deutschen gute Leute sind, so gönnten sie ihnen ihr bischen Brod und ließen andere wohl auch auf Leibzucht oder in Pension sitzen.

Von den feinen ausländischen Göttern emigrirten aber auch verschiedene nach Deutschland, und ich will da nur die Diana nennen, welche bei uns auf eigene Rechnung das wilde Heer etablirte."

„Ich verstehe Vieles nicht von dem, was Ihr da vorbrachtet", sagte Inez, aber ich höre Euch dennoch gern reden. Sagt mir aber, was ist das wilde Heer?"

Scherflein zog die Schultern.

„Eigentlich ist es eine lange Geschichte und ich will sie so kurz als möglich zusammen zu drängen suchen.

Zur guten alten Götterzeit durchzog Diana, die Göttin der Jagd in den römischen Landen, mit ihren Nymphen zur Nachtzeit die Haine und Wälder. Verjagt vom Gotte der Christen, setzte sie diese Belustigung in Deutschland fort, wo sich später allerlei Zauber- und Hexengesindel zu ihr gesellte und die klassischen Vergnügungen der Göttin in einen rohen, abergläubischen, mittelalterlichen Unfug ausarteten.

Schlimm Beispiel steckt an, und so konnte es nicht fehlen, daß allerlei andere todte Leute sich mit der wilden Jagd zu beschäftigen anfingen.

Der höchstselige König Artus jagte in Englands Luftrevier.

Der dänische Brudermörder, der weniger selige König Abel, der besser Kain geheißen hätte, pirschte mit Höllenlärm durch den Pölewald bei Gottorp.

In Deutschland aber jagte der Teufel und seine Großmutter durch die Luft. Der Schnellert zieht nach dem Rodenstein und eine Menge anderer säkularisirter Raubritter reiten mit ihrem höllischen Jagdgefolge durch die Wolken, die sie elendiglich ruiniren, aus Angewöhnung oder Bosheit, da sie die Felder des friedlichen Landmanns nicht mehr in den Boden stampfen können infolge des Wildschadengesetzes. Höchst roh und ungeschliffen benehmen sich aber diese wilden Jäger nicht allein gegen die Menschen, sondern auch gegen ihre armen und harmlosen Mitgespenster.

Die alten Moos- oder Waldweiblein, die Niemand etwas zu Leide thun und die gutmüthigsten Gespenster von der Welt sind, haben das nicht selten den Holzhauern erzählt und diese gebeten, in einen abgesägten Stamm drei Kreuze zu hauen.

Warum?

Der wilde Jäger fängt solche arme Moosweiblein, peinigt sie sehr und zwingt sie, mit der wilden Jagd zu ziehen, bis den alten, kraftlosen Moosweiblein der

Athem ausgeht. Kommen sie aber auf einen Stamm mit drei Kreuzen, so muß sie der Böse dort hocken lassen, er mag wollen oder nicht."

Da Scherflein hier schwieg, sagte Inez zu Kohlweg:

„Ihr seid ein Jäger gewesen und wart wohl häufig des Nachts im Walde. Wie treibt es der wilde Jäger, und habt Ihr ihn gesehen?"

„Das wüthende Heer oder die wilde Jagd", versetzte Kohlweg, „zieht des Nachts über die Wälder mit Peitschenknall und Hörnerklang, mit wildem Halloh und Hundegeheul. Oft wimmert und klagt es droben in der Luft, oft dringt höllischer Jubel nieder zur Erde, und bisweilen geht es so niedrig, daß es die Gipfel der Tannen streift, die sich ächzend beugen.

Aufwärts blicken ist nicht gut, scheint aber der Mond, so sieht man riesengroß die Schatten des Spuks über die Haide ziehen oder über Blößen im Walde.

Das Haar ist manchem schwarzgelockten Burschen ergraut in einer einzigen Nacht, wenn ihm der Spuk begegnet und wenn er sich nicht zur Erde geworfen und sein Antlitz geborgen im Moos oder Haidekraut.

Voraus aber der wilden Jagd geht der getreue Eckart und warnt die Menschen."

„Wer ist der getreue Eckart?“ fragte Inez.

„Das ist eine Geschichte aus alten Zeiten, und der Eckart war der treueste Mann. Es war einmal ein mächtiger König, dem hatte der Eckart Treue geschworen. Der König aber erschlug ihm seine Söhne und nahm ihm all sein Gut. Da war in jenen alten Zeiten gleich der Jägergöttin Diana auch die heidnische Frau Venus nach Deutschland gezogen und richtete in einem Berge ihre Hofhaltung ein, freilich schon eine halbe Teufelin und schlimme Zaubrerin. Das Mannsbild, welches eintrat in den verhexten Berg, kam nimmermehr ans Tageslicht und lebte dort herrlich und in Freuden viele Jahre.

Dabei ging aber freilich auch die Seele drauf, und Jeder kann sich leicht denken, daß die armen Seelen, wenn die lustigen Liebesstücke ausgespielt im Berge, nicht aufwärts gefahren sind, sondern abwärts in die Hölle, zum guten Freunde der Frau Venus.

Jedweder aber weiß, wie die Mannsleute sind, und die Weiber wissen's wohl noch besser. Da kamen also die Söhne des Königs und wollten auch in den Berg; auf ihr ewiges Heil kam es den jungen Herrlein gar nicht an. Der Eckart aber, hatte ihn gleich der alte König arg geschädigt und ihm alle seine lieben Kinder erschlagen, bewahrte dennoch

seine Treue und ließ seines Königs Söhne nicht in den Berg.

Er stellte sich an den Eingang und wehrte mit Wort und Arm, sodaß die Königskinder abziehen mußten und ihr Seelenheil gerettet war.

Dabei aber ging das des Eckart in die Brüche, ich weiß nicht recht wie. Da er nun nicht in den Himmel durfte, so erhielt er die Erlaubniß, auf Erden die Menschen zu warnen und dem wilden Jäger voranzugehen, damit Keiner zu Schaden käme. Dem wilden Jäger ist er freilich ein Dorn im Auge, und auch mir kommt es bisweilen ganz toll in die Augen, wenn ich an den alten treuen Eckart denke."

Kohlweg schwieg bei diesen Worten und Inez blickte verwundert nach ihm hin, da seine Stimme einen ganz eigenthümlichen Klang zu haben schien. Indessen fragte sie:

„Aber habt Ihr denn selbst die wilde Jagd gesehen?"

Kohlweg versetzte:

„Man hört und sieht mancherlei tolle Dinge, wenn man des Nachts allein durch Wald und Feld schweift, oder wenn schlimme Gedanken unsere Begleiter sind. Man sagt, daß das Unglück nicht fern stehe von dem, über welchem die wilde Jagd hinwegzieht, und daß der-

selbe eine Unthat begehen werde oder eine solche an ihm verübt wird. Nun, ich habe Manches erlebt, aber ob ich die wilde Jagd gesehen, ich weiß es nicht."

Er schwieg und Scherflein sagte:

„Punktum, nun nichts mehr von dergleichen! Hier zu Lande versieht der Teufel allein das ganze Geschäft für unser heimisches zahlreiches Gespensterpersonal, und solche Gespenster bringen hier deswegen nicht einmal ein anständiges Grauen zu Wege. Von etwas Anderem also."

Sie thaten also, und auch an den folgenden Tagen sprach man nicht mehr von solchen verfänglichen Dingen. Mancherlei Anderes aber berichteten die beiden jungen Deutschen von ihrem Vaterlande, das diesem wohl zu Zier und Lob gereichte: von Kunst und Wissen, von Können und Schaffen, von den prachtvollen Kirchen, die man dort gebaut zur Ehre Gottes, und von den Tempeln, die man dem Luxus geweiht, von den glänzenden Schaufenstern, den prachtvollen Verkaufsgewölben und den Palästen der Reichen.

Es war sonderbar, als sie von allen diesen Dingen sprachen, erfüllte Stolz und Freude ihr Herz. Als sie

aber des deutschen Waldes gedachten, war es ihnen fast, als sollte das Heimweh wiederkehren, das sie kaum erst verlassen hatte.

Nach etwa acht Tagen verließ Kohlweg das Haus, um in Betreff Käthchen's auf Kundschaft zu gehen. Allein er brachte keine besonders tröstliche Nachricht mit, als er nach weitern acht Tagen heimkehrte.

In Santiago erhielt er nicht die geringste Spur irgend einer Kunde. Der Eigenthümer des Hauses, welches Käthchen bewohnt hatte, war so wenig zu finden wie vorher, und auch die Leute, welche Nachgrabungen angestellt im Schutte und den Trümmern, waren nicht wiedergekehrt.

In Valparaiso berichtete ihm ein deutscher Kaufmann, der auf seine Bitten weitere Nachforschungen angestellt, daß an dem Nachmittage, an welchem Käthchen verschwunden war, ein Mädchen, welches Aehnlichkeit mit ihr zu haben schien, aus einer Schenke unweit des Hafens gekommen sei, ein Boot genommen und sich nach einem im Hafen liegenden Schiffe begeben habe.

Aber damit war auch alle Spur zu Ende.

Von Castillo endlich wußte Niemand etwas in der Nähe seiner noch stets von Agacio's Knechten besetzten Hacienda. Daß er noch nicht zurückgekehrt, war sicher,

aber auch Agacio fehlte und ebenso wenig war etwas über Pedrillo zu erfahren.

Da wir indessen so ziemlich davon unterrichtet sind, wo sich diese fehlenden Personen unserer Geschichte befinden, so wollen wir uns nun auch von ihrem fernern Thun und Treiben zu unterrichten suchen.

Viertes Kapitel.

El paso de las animas.

So unangenehm anfänglich Agacio auch die Begleitung Ramon's und Manuel's war, so fügte er sich doch endlich, theils weil er sah, daß Ramon hartnäckig entschlossen schien, ihn nicht zu verlassen, theils weil er hoffte diesen zu überlisten und etwas über Castillo oder Inez zu erfahren, endlich aber, weil er selbst nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, und es ihm nicht angenehm war, längere Zeit allein im Lande umherzuziehen.

Während er eine Zeit lang schweigend neben seinen Begleitern dahineilte, legte er sich den muthmaßlichen Stand seiner Angelegenheiten zurecht.

Was Lopez betraf, so glaubte er ziemlich sicher

annehmen zu dürfen, daß derselbe so wenig wie er selbst etwas Genaueres über den Aufenthalt Castillo's und seiner Tochter wisse.

Bezüglich Ramon's, denn den einfältigen Manuel beachtete er nicht weiter, schien es ihm höchst wahrscheinlich, daß Lopez durch denselben von seiner unglücklichen Expedition im Gebirge Kenntniß erhalten habe.

Ferner wußte Ramon, wo sich Castillo befand, vielleicht war ihm sogar Näheres über Inez bekannt, auf der andern Seite mußte Ramon aber zuverlässig wissen, daß er selbst, Agacio, keinerlei Nachricht über beide hatte.

Der Stand seiner eigenen Angelegenheiten schien ihm endlich keineswegs ein günstiger und die Hoffnungen, welche er noch vor kurzer Zeit gehegt hatte, waren durch das Gespräch mit Lopez stark herabgestimmt worden. Daß dieser die Früchte seiner bisherigen Thätigkeit für sich selbst in Anspruch nehmen wollte, schien ihm auf der Hand zu liegen, und ebenso wollte es ihm scheinen, als sei es nicht räthlich, Lopez offen entgegen zu treten. Er gab also so ziemlich den Gedanken an den Besitz der Hacienda auf, und ebenso an den von Castillo's Tochter, welche, wie er wußte, ihn nicht ausstehen konnte.

Dagegen war ihm der Gedanke, Rache zu nehmen an Castillo und Inez, ein höchst angenehmer, und da die Süßigkeit der Rache außerordentlich vermehrt wird durch eine Zuthat von baarem Geld, so klammerte er sich fast krampfhaft an den ihm von Lopez gegebenen Auftrag.

Er mußte also unter allen Umständen den Ort zu erfahren suchen, an welchem sich Castillo und Inez, freiwillig oder unfreiwillig, aufhielten. Dann wollte er beide zu beliebiger Nutznießung an Lopez verkaufen, und sollte der Kaufschilling aus dem Beutel Castillo's, des Verkauften, fließen, so würde ihm das, der Rache wegen, doppelt angenehm sein.

Infolge aller dieser Betrachtungen änderte sich fast unwillkürlich sein Benehmen gegen Ramon, er ward freundlicher gegen denselben, begann über allerlei Dinge mit ihm zu plaudern, und nach nicht allzu langer Dauer dieser Gemüthlichkeit hatte Ramon vollständig begriffen, daß Agacio so wenig von Inez' Schicksale bekannt war als ihm selbst.

Er beschloß ruhig zu Werke zu gehen und, wie man zu sagen pflegt, Agacio ankommen zu lassen.

Unter mehreren Tagen durfte er nicht zu Lopez zurückkehren, er hatte also hinlängliche Zeit vor sich, die Pläne, vor allem aber die Mittel Agacio's zu erkunden.

War der Mann im Stande, gut zu zahlen, und hatte er Lust hierzu, so konnte er Castillo haben. Warum das nicht?

Hatte die Sache aber ihre allzu großen Umständlichkeiten, so war immerhin noch Lopez da, wenngleich dem vorsichtigen Ramon dessen Redensarten: „Ihr sollt mit mir zufrieden ein", und: „Es kommt mir auf ein Dutzend Goldunzen nicht an", im Grunde nur wenig gefallen wollten.

Wo möglich baar Geld oder wenigstens etwas Schriftliches, das ist der Gebrauch unter reellen Geschäftsleuten.

„Wo gedenkt Ihr heute die Nacht zuzubringen, theurer Sennor Agacio?" sagte nach mancherlei heitern Gesprächen Ramon, als sich der Abend niederzusenken begann.

„Das kommt ganz auf Euch an, guter Ramon", versetzte Agacio, „denn da ich annehmen muß, daß Ihr mir einen gewissen Weg zeigen wollt, so muß ich Euch schon die Führung überlassen."

Ramon verbeugte sich und wendete freundlich lächelnd die Redensart des Sennor Lopez an, indem er sagte:

„Ihr sollt mit mir zufrieden sein!"

Die Chilenen sind im Allgemeinen nichts weniger

als Trinker, wenigstens im Sinne unserer mannhaften Altvordern nicht und selbst nicht in dem unseres gegenwärtigen, etwas verzärtelten Geschlechts. Dennoch aber ist ihnen, wie wohl allen cultivirten und uncultivirten Völkern, die Wirkung des Weins auf den Menschen sehr wohl bekannt, und Agacio beschloß dieselbe zu benutzen.

Als man an eine ziemlich bescheidene Fonda gekommen war, welche Ramon als Nachtherberge vorgeschlagen hatte, begann er sofort den Lustigen zu spielen, ließ Wein kommen und forderte seine beiden Gäste, wie er Ramon und Manuel nannte, zum Trinken auf, und während er ihnen hierin mit gutem Beispiele voranging, erzählte er Schnurren und Possen und entwickelte eine ungemeine Heiterkeit.

Während Agacio, wo es halbwegs anging, sich nur den Schein gab, als trinke er, that Manuel ehrlich Bescheid; da er aber muthmaßlich nur wenig vertragen konnte, so verfiel er bald in Schlaf, und nun ging Agacio allmälig zu einem vertraulichen Wesen und zu einer gewissen Offenherzigkeit über.

Er behandelte Ramon vollständig als seinesgleichen und machte demselben eine Menge von Geständnissen, welche meist Bezug auf Liebeshändel hatten und die, mochten sie wahr sein oder erdichtet, Ramon im Grunde nur wenig interessiren konnten.

Dann begann er von Castillo zu sprechen, in der Hoffnung, daß Ramon seine Offenherzigkeit erwidern und wenigstens einige Andeutungen über jenen fallen lassen würde.

Er war indessen vollständig an den unrechten Mann gekommen.

Ramon machte es wie Agacio selbst, er trank nur, wenn es durchaus nicht zu vermeiden war, und je mittheilender und gemüthlicher dieser zu werden schien, desto höflicher und gemessener wurde sein eigenes Benehmen, wobei er jedoch nicht unterließ, ebenso wie Agacio, auf seinen Zweck hinzuarbeiten.

Dieser Zweck aber war kein anderer, als zu erfahren, ob Agacio im Besitz von Geldmitteln sei und über eine gewisse Summe verfügen könne, führe er dieselbe auch im Augenblick nicht bei sich.

Es kann sein, daß er einigermaßen bessere Geschäfte machte als sein Gegner, denn als er später sein Lager suchte, sagte er zu sich selbst:

„Der Dummkopf hat vergessen, seine Pfeife zu schneiden, solange er im Rohre saß, und wie die Sachen gegenwärtig stehen, wird es wohl zu spät für ihn sein. Denken wir an den Sennor Lopez."

Agacio's Gedanken aber waren etwa folgende:

„Er ist schlau dieser Ramon, und ich habe die un-

glücklichste Wahl getroffen, als ich ihn damals mit mir nahm, um Castillo zu fangen. Aber dennoch irrt er sich bedeutend, wenn er glaubt, daß ich die Katze im Sacke kaufen werde."

Als am andern Morgen Agacio die Zeche bezahlte, warf Ramon unbemerkt einen flüchtigen Blick auf seine Börse, doch wir sind vorläufig nicht im Stande, zu berichten, ob ihn seine Wahrnehmungen befriedigten oder nicht.

Wir treffen unsere Reisenden am Abende des nächsten Tags so ziemlich in der Nähe des berühmten Schlachtfeldes, auf welchem, wie Agacio Lopez berichtet hatte, der erstere von einer so überlegenen Anzahl Spanischer in die Flucht geschlagen wurde.

Es mußte in der letzten Zeit Mancherlei verhandelt worden sein zwischen Agacio und Ramon, was in ihr gegenseitiges Benehmen eine gewisse Veränderung gebracht hatte, denn Agacio war um ein gutes Theil weniger heiter und vertraulich als vorher und Ramon hatte seinerseits seine allzu große Höflichkeit beiseite gelegt.

„Das ist also der Weg zum Sennor Castillo?" sagte Agacio zu Ramon, welcher neben ihm ritt, während Manuel etwa fünfzig Schritte hinter ihnen blieb, um, wie Ramon sagte, Acht zu haben, daß kein Unbe-

rufener ihnen folge, in der That aber, damit er die Verhandlungen zwischen den Beiden nicht hören solle.

Ramon schien indessen die Frage seines Begleiters überhört zu haben, denn er gab keine Antwort, und als jener seine Worte wiederholte, begnügte er sich, einfach mit dem Kopfe eine bejahende Bewegung zu machen.

„Ihr seid ja verzweifelt wortkarg geworden", sagte jetzt Agacio, worauf Ramon zur Antwort gab:

„Es versteht sich von selbst, das dies der Anfang des Weges sein muß, den Ihr wissen wollt, denn hier war es, wo Ihr uns mit dem Sennor im Stiche ließt und so heldenmüthig ausgerissen seid."

Es läßt sich nicht leugnen, daß Ramon's übermäßige Höflichkeit bedeutend im Abnehmen begriffen war.

Agacio entgegnete mit gerunzelter Stirn:

„Eure Sprache gegen mich nimmt auf einmal einen ganz besondern Ton an, ein wenig unverschämt, wie mir däucht, mein guter Ramon."

„Ach was!" versetzte dieser gleichgültig.

Agacio biß sich auf die Lippen, dann sagte er in so gemäßigtem Ton, als es ihm möglich war:

„Suchen wir ins Reine zu kommen und sprechen wir uns klar aus. Wollt Ihr mir den Sennor Castillo, den Ihr gefangen haltet, ausliefern?"

Ramon hielt sein Pferd an und winkte Manuel, der stets noch hinter ihnen ritt, ein Gleiches zu thun, dann sagte er:

„Ja, wir wollen so klar als möglich zusammen sprechen. Was zahlt Ihr mir, wenn ich Euch den Sennor Castillo ausliefere?"

„Das wird sich finden, wenn ich weiß, welche Geschäfte ich mit ihm machen kann."

„Que disparate! Welch ein Unsinn! Ich will bestimmt, und das zwar hier auf der Stelle, wissen, was Ihr gebt."

Agacio schien einen Augenblick nachzudenken, dann sagte er entschlossen:

„Ich führe nicht viel bei mir, aber ich will Euch geben, was ich bei mir habe: zehn Goldunzen.*)

Das ist ein Bettelgeld."

„Ich habe Euch gesagt, daß das alles Geld ist, was ich mit mir führe."

„Aber Ihr habt eine Brieftasche bei Euch. Reißt ein Blatt heraus und schreibt einen Schuldschein, den ich Euch dictiren werde."

„Ich werde mich hüten", versetzte Agacio, „denn

---

*) Eine Goldunze berechnet sich ziemlich genau auf vierzig Gulden.

wenn ich mit Castillo nicht nach Wunsch fertig werde, so weiß der böse Feind, wenn ich Euch bezahlen kann."

„So, so!" dachte Ramon, laut aber sagte er trockenen Tones:

„So sucht Euch Euren Sennor selbst!"

„Unverschämter Kerl!" rief Agacio in plötzlich aufbrausender Heftigkeit. „Sprecht Ihr so mit mir? Bedenkt Ihr nicht, daß wieder Ruhe im Lande werden wird, und daß es Euch selbst jetzt schon, wenn ich Euch anzeige, schlimm ergehen kann?"

Vielleicht dachte Ramon abermals: „So, so!" Er sagte indessen ruhig:

„So gebt mir die zehn Goldunzen, und ich will Euch den Weg zum Sennor Castillo zeigen."

„Sonst nichts?" rief Agacio höhnisch. „Nein, mein ehrlicher Ramon, so haben wir nicht gewettet. Ihr führt mich zum Sennor, und wenn ich ihn leibhaftig vor mir sehe, bekommt Ihr Eure zehn Goldunzen und könnt dann zum Henker reiten, oder wohin es Euch sonst Vergnügen macht. Ohne dieses aber keinen Medio!"

Ramon zuckte mit den Mundwinkeln, indessen schien er zu überlegen, und nachdem er einen flüchtigen Blick auf den noch stets in einiger Entfernung haltenden Manuel geworfen hatte, sagte er:

„Ihr haltet mich hart, Agacio, aber was will ich machen! Der Sennor steckt nicht weit von hier, ich will Euch zu ihm führen und rechne auf Eure spätere Dankbarkeit."

Er ritt jetzt wieder weiter, und als Agacio sah, daß er sich nach dem paso de las animas wandte, sagte er:

„Dort hinüber?"

„Freilich, das ist der nächste Weg, und ehe eine Stunde vergeht, werde ich meine zehn Goldunzen haben."

Sie ritten jetzt den auf dieser Seite weniger steilen und auch etwas breitern Felsenweg hinan, und als sie das uns bereits bekannte Plateau erreicht hatten, auf welchem vor einiger Zeit Agacio Inez ergreifen oder tödten wollte, bemerkte Manuel, welcher sich noch unten befand, etwa Folgendes:

Er sah eine rasche Bewegung von Ramon's Arm gegen Agacio, welcher an Ramon's rechter Seite ritt, oder glaubte diese Bewegung wenigstens zu sehen. Fast gleichzeitig aber fiel oder sprang Agacio vom Pferde, und Ramon folgte ihm ebenso schnell. Manuel konnte nun seines niedern Standpunktes wegen die beiden Männer nicht mehr bemerken, sondern blos die Oberkörper der zwei jetzt ledigen Pferde.

Von der gütigen Mutter Natur so wenig mit Verstand als mit Muth gesegnet, hielt er unwillkürlich sein Pferd an, da er instinktartig ein Unglück oder einen Ueberfall vermuthete, nach kurzer Zeit indessen, und als er eben beschlossen hatte, langsam aufwärts zu reiten, erschien Ramon wieder und schwang sich auf sein Pferd.

Er nahm dann das Pferd Agacio's beim Zügel und ritt, während er Manuel winkte, zu bleiben, wo er sei, abwärts.

Agacio schien noch oben verweilen zu wollen, vielleicht um die schöne Aussicht zu genießen, vielleicht auch aus andern Gründen, jedenfalls aber blieb er unsichtbar.

„Umwenden", sagte Ramon, als er bei Manuel angekommen war.

„Umwenden? Aber wo steckt denn Agacio?"

„Er setzt seinen Weg allein fort."

„Zu Fuße?"

„Wie Du siehst, indem ich hier sein Pferd habe."

„Aber er wollte ja zum Sennor Castillo?"

„Natürlich, und aus Großmuth habe ich ihm den Weg umsonst gezeigt."

Das war etwas, was Manuel stark bezweifelte, und er sagte daher kopfschüttelnd:

„Das ist ja aber der Weg gar nicht zu Crespo, bei welchem sich der Sennor Castillo befindet."

„Mein Sohn", versetzte Ramon, „es führen verschiedene Wege zum Himmel, und ich zweifle nicht, daß dieser Sennor Agacio den richtigen finden wird."

„Aber zu Fuße? Wer wird denn zu Fuße gehen?"

„Jeder nach seinem Geschmack. Aber jetzt schweige. Agacio hat uns sein Pferd zum Präsent gemacht, führe es, und wenn sich Gelegenheit findet, werde ich es verkaufen und Du sollst Deinen Antheil haben."

„Die Hälfte!" sagte Manuel hastig.

„Das versteht sich, die Hälfte, wie bei allen unsern gemeinschaftlichen Unternehmungen."

„Ja, aber", versetzte Manuel hüstelnd und offenbar seinem Kameraden oder eigentlich seinem Patron gegenüber in einiger Verlegenheit, „ja, aber — das heißt — bis jetzt habe ich in Wirklichkeit noch gar nichts erhalten."

„Mein Sohn", sagte Ramon, „Du bist mir zu Zeiten vollständig unbegreiflich! Hast Du je gehört, daß man abzurechnen pflegt, wenn die Geschäfte noch in vollem Gange sind? Sind die unserigen beendet, oder willst Du verlangen, daß ich Deinethalben in diese alte und ehrwürdige Geschäftsordnung eine Störung bringen soll? Manuel! Manuel! Aber ich hoffe, daß, wenn die drei

Monate vergangen sein werden, von denen wir neulich sprachen und in welchen Du endlich mein Alter erreicht haben wirst, Du im Klaren über unser ganzes, auf Gegenseitigkeit gegründetes Verhältniß sein wirst."

Manuel erwiderte nichts und ritt eine Zeit lang schweigend neben seinem väterlichen Freunde her. Endlich aber sagte er mit der Leuten seines Schlags eigenen Hartnäckigkeit:

„Zuverlässig hat Dir Agacio, als Du ihm den Weg zeigtest, ein kleines Douceur gegeben; von diesem bekomme ich, wenn wir abrechnen, auch die Hälfte."

„Ich kann beschwören", entgegnete Ramon, „daß Agacio mir keinen Medio gegeben hat. Aber thue mir jetzt die Liebe an und sprich nicht mehr von ihm. Es greift mir die Nerven an."

Manuel befolgte diesen Befehl seines Freundes, nach einiger Zeit aber sagte er:

„Wo werden wir heute übernachten? Es ist schon fast vollkommen dunkel und ich sehe nirgends eine Fonda."

„Wir bleiben hier", versetzte Ramon, indem er vom Pferde sprang, „und morgen werden wir weiter sehen."

Wir wollen nun aber mit kurzen Worten dem freundlichen Leser berichten, was Ramon im Schilde

führte und wie weit es ihm gelang, seine Pläne durchzusetzen.

Lopez hatte ihm befohlen, Agacio zu folgen und auf irgend eine Weise den Aufenthalt Castillo's oder seiner Tochter zu erkunden.

Zwar hatte er seine Gründe, aus welchen er mit Sicherheit schließen durfte, daß Agacio nicht so bald wieder zu Lopez zurückkehren würde, da die Wege, welche er ihn gehen ließ, lang und unbekannt waren, indessen durfte er selbst ebenfalls nicht sogleich zu Lopez zurückkehren, theils um glaubwürdig zu machen, was er ihm berichten wollte, theils aber auch um diesen Berichten einen größern Werth zu verleihen.

Er beschloß also in ländlicher Ruhe und Einsamkeit, am gastlichen Herde eines Gesinnungsgenossen, einige Tage zu verweilen und dann erst zu Lopez zu gehen. Der Mann, den er aufsuchen wollte, hatte vor einiger Zeit mit der Polizei einige unangenehme Meinungsverschiedenheiten ausgetauscht und, als der Klügere nachgebend, sich in ein kleines Besitzthum in den Vorbergen der Cordillera zurückgezogen. Dort wollte er, mit der Ruhe eines echten Philosophen, entweder die Zeit abwarten, in welcher er sich ohne Gefahr wieder im Lande zeigen durfte, oder eine günstige Gelegenheit, sein undankbares Vaterland zu verlassen.

Ramon kannte den Mann. Er kannte den Grund seines freiwilligen Exils, und da ihm die Lage desselben bekannt war, so begab er sich mit Manuel am folgenden Tage dorthin, und ein kurzes Gespräch unter vier Augen, begleitet von einem jener aller Welt verständlichen Händedrucke, sicherte ihm die gastfreundlichste Aufnahme.

Wir verschweigen den Namen dieses gleich Crespo im Gebirge lebenden Mannes, theils aus Bescheidenheit, da er selbst zur Zeit noch unerkannt bleiben wollte, theils um unser Verzeichniß der in Chile mehr oder weniger gebräuchlichen Taufnamen nicht unnöthig zu erschöpfen.

Wir schildern die romantische Lage seiner Besitzung nicht, da man zwar unsere Schilderungen von Gegenden bisweilen nicht eben ungünstig aufnahm, sie dennoch aber wieder ein wenig allzu häufig angebracht fand.

Wir sprechen endlich von den idyllischen Beschäftigungen nicht, welchen sich Ramon, der Unbekannte und Manuel während dieser ländlichen Ferien hingaben, und führen ihre unschuldigen Gespräche ebenso wenig an, da wir die Geduld des verehrten Lesers nicht allzu sehr auf die Probe stellen wollen und ohnedem genöthigt sind, den ehrlichen Ramon ein paar Mal wenigstens noch sprechen zu lassen.

Aber wir sagen, was er weiter beabsichtigte und mit weiser Ueberlegung durchführte.

Er war länger, als er anfänglich im Sinne hatte, bei dem Unbekannten geblieben, theils weil Erinnerungen an vergangene Zeiten für gemüthliche Seelen so höchst erquicklich sind und der Unbekannte und er selbst früher in Treue und Untreue mancherlei Abenteuer zusammen bestanden hatten, theils aber auch deshalb, weil er den Werth seiner Mittheilungen an Lopez dadurch zu erhöhen glaubte.

Nach etwa acht oder zehn Tagen fand er es indessen an der Zeit, sich zu diesem zu begeben. Gänzlich überflüssig schien ihm die Anwesenheit Manuel's bei den Verhandlungen, welche er mit Lopez anzuknüpfen gedachte. Einmal traute er der kindlichen Naivetät Manuel's gegenüber dem erfahrenen Lopez nicht, und auf der andern Seite war ihm die Abrechnung mit Manuel, auf welche dieser ohne Zweifel dringen würde, zur Zeit noch nicht genehm.

Er hoffte später einen günstigern Zeitpunkt zu finden, um diese Abrechnung mit seinem Freunde pflegen zu können, in gemüthlicher Einsamkeit und entfernt von den vielen lästigen Zeugen, wie sich diese auf der Hacienda des Sennor Lopez finden mußten.

Als beide reisefertig waren, sagte er daher zu Manuel:

„Mein Kind, ich gebe Dir jetzt einen Beweis meines Vertrauens, welcher groß ist!"

Manuel lächelte nicht besonders geistreich und erwartete schweigend, was folgen würde.

„Nun", fuhr Ramon fort, „rathe einmal."

„Wir wollen abrechnen", sagte Manuel nach einigem Nachdenken.

„Nein", versetzte Ramon. „Zwar ist es allerdings auch ein Beweis, wie sehr ich auf Deine Rechtlichkeit baue, daß ich unsere gegenseitige Abrechnung so lange anstehen lasse, ja, ein großer Beweis. Der aber, den ich jetzt zu geben beabsichtige, ist größer. Du sollst zu Crespo auf die Cordillera gehen!"

„O", rief Manuel, „zu Crespo! Ich will aber mit Dir zum Sennor Lopez."

„Dem kommst Du schön an, guter Manuel! Erinnerst Du Dich nicht, daß er uns schon jenes Mal trennen und Dich allein dem Agacio nachsenden wollte?"

„Mich? Dich wollte er Agacio folgen lassen und ich sollte bei ihm bleiben."

„Das bleibt sich gleich", sagte Ramon; „einen eben, und wenn er mich schickte, so muß ich auch wieder zu ihm zurück, während die ehrenvolle Sendung zu Crespo Dir übertragen wird."

„Es ist ein verteufelter Weg", versetzte Manuel, sich hinter dem Ohre kratzend, „und was soll ich überhaupt bei Crespo thun?"

„Es ist ein Auftrag von der höchsten Wichtigkeit", sagte Ramon sinnend, „aber ich bin überzeugt, daß Du ihn gut ausrichten wirst. Sage also Crespo — thue mir aber die Liebe an, Alles pünktlich zu merken — er solle Alles beim Alten lassen, bis ich selbst käme, was in etwa zehn Tagen geschehen würde."

„Warum denn das?"

„Sagt Dir Dein Verstand nicht den Grund?"

„Nein, gar nichts!"

„Nun", sagte Ramon ernsthaft, „so reite in Gottes Namen ohne Verstand und ohne Grund."

Er begleitete ihn ein Stück Wegs, verabschiedete sich hierauf von ihm, und als er ihn aus den Augen verloren hatte, gab er seinem Pferde die Sporen, und jagte hinunter in das Land, um Lopez seinen Besuch abzustatten.

Ohne alle Abenteuer erreichte er die Hacienda desselben, auf dieser aber erfuhr er allerlei merkwürdige Dinge.

Der Sennor Lopez hatte ganz unerwartet, wie das bisweilen, und vollständig gegen seinen Willen, wie das fast immer vorzukommen pflegt, das Zeitliche gesegnet,

und da er sich nicht im Besitz einer liebenden Gattin befand, welche ihn beerben konnte, so herrschte auf seiner Hacienda die größte Verwirrung, und Ramon, um den sich Niemand besonders kümmerte, konnte nur mit Mühe und fragmentarisch die nähern Umstände des Todesfalls erfahren.

Diese waren aber folgende:

Wie uns bekannt ist, trug sich Lopez mit dem Gedanken, mit der Familie Castillo in nähere Verbindung zu treten. Das wüste Treiben der Knechte auf der gegenwärtig herrnlosen Hacienda Castillo's hatte er eine Zeit hindurch ruhig mit angesehen, da er die Hoffnung hegte, Castillo gefügiger zu machen und seine Verdienste in ein besseres Licht zu stellen, wenn er zuletzt als Retter auftreten würde.

Nachgerade wurde ihm aber die tolle Wirthschaft doch zu stark, und da er täglich schlimmere Nachrichten erhielt, beschloß er einzuschreiten und der Sache ein Ende zu machen, da es ihm wenig behagte, als Mitgift der Inez eine Ruine zu erhalten.

Er zweifelte nicht, daß er als ein hervorragendes Mitglied der Partei der Pinterianer und durch sein Ansehen, welches er als begüterter Mann in der Gegend genoß, unschwer die Ruhe würde herstellen kön-

nen, und begab sich deshalb auf die Hacienda, um den zügellosen Knechten den Text zu lesen.

Aber die Sache lief keineswegs nach Wunsch und Erwarten ab.

Er sprach zuerst mit denjenigen, welche er für die Verständigsten hielt, erhielt aber kaum eine andere Antwort als die, welche früher Agacio erhalten hatte, und endlich sagte man ihm, daß er sich zum Henker scheren möge, da gerade ihn die ganze Sache am wenigsten anginge.

Erfüllt mit innerlichem Grolle, begab er sich von den Vernünftigen in die Abtheilung der Unvernünftigen, das heißt zu denjenigen, welche sich damit beschäftigten, die letzten Reste von Castillo's Weinkeller zu leeren.

Diese empfingen ihn auf ähnliche Weise wie früher Agacio, indem sie ihm sagten, er solle mit ihnen zechen und lustig und guter Dinge sein.

Da aber Sennor Lopez schon durch die früher erhaltenen Antworten sehr aufgeregt und erzürnt war, gerieth er nun in Wuth und ließ sich, da man ihn auslachte, hinreißen, einen der Betrunkenen zu schlagen, worauf dieser und die übrigen über ihn herfielen und ihn ebenfalls schlugen, unglücklicherweise aber todt.

Als Mensch und Geschäftsmann beklagte Ramon tief diesen unerwarteten Hintritt des Sennor Lopez, und er machte sich bittere Vorwürfe, den Unbekannten im Gebirge nicht einige Tage früher verlassen zu haben, indem sich dann die Sache höchstwahrscheinlich anders gestaltet haben würde.

An wen sollte er jetzt den Sennor Castillo verkaufen?

Da nun Niemand vorhanden war, der auf seine Waare reflectirte, so hielt er es für das Beste, Castillo an sich selbst zu verkaufen, das heißt, ihn seine Freiheit so theuer als möglich bezahlen zu lassen, und zu diesem Zwecke beschloß er, sich sofort zu Crespo zu begeben. Er hielt es indessen nicht für nutzlos, sich vorher den Stand der Dinge auf Castillo's Hacienda ein wenig anzusehen, um nach Befund bei Castillo sein Benehmen darnach einrichten zu können, und was er dort fand, kam ihm nicht ganz unerwartet.

Der an Lopez begangene Todtschlag hatte die Betrunkenen nüchtern gemacht und die schon vorher Nüchternen in Schrecken versetzt, man befürchtete schlimme Folgen des Mordes, und da ohnedem auf der Hacienda nur wenig mehr zu holen war, verließ einer nach dem andern geräuschlos den Schauplatz der bisherigen Heiterkeit.

Als Ramon dort ankam, fand er einige der vorher von Agacio vertriebenen Knechte Castillo's, welche sich nach Art der Ratten oder Katzen wieder eingefunden hatten, nachdem ihnen in ihrer frühern Wohnstätte keine Gefahr mehr zu drohen schien.

Er belobte höchlich ihren Eifer und ihre Treue gegen ihren Herrn, versprach, diesem ihr gutes Verhalten zu berichten, und sagte ihnen, daß er gehen wolle, um den wackern, vielgeprüften Sennor in sein Eigenthum zurückzuführen.

Während er nun so ziemlich denselben Weg wieder zurück antrat, den er erst kurz vorher nach der Hacienda des Sennor Lopez eingeschlagen hatte, bedachte er, welches Verfahren er einhalten sollte, um seine Zwecke am besten zu erreichen.

Dies konnte auf zweierlei Weise geschehen, einmal durch Strenge, dann aber vielleicht auch durch Edelmuth.

Im ersten Falle würde er einfach zum Sennor Castillo sagen: Ich werde Euch eine in aller Form gültige Schuldverschreibung bringen, welche Ihr unterzeichnet und dann frei seid. Steht Euch das aber nicht an, werde ich Euch ermorden.

Im zweiten würde er dem Sennor vorstellen, daß es nöthig gewesen sei, ihn mit Gewalt und gegen seinen Willen hierher zu führen, um ihn vor den Ver-

folgungen Agacio's und Lopez' sicher zu stellen, daß er, uneigennützig wie immer, sich jetzt überglücklich fühle, den vertriebenen Castillo in sein Eigenthum zurückzuführen, und seinen Lohn in dem Bewußtsein finde, eine gute Handlung ausgeübt zu haben.

Was war profitabler? Man kommt für gewöhnlich mit dem Edelmuth nicht besonders weit. Bezüglich der Strenge aber war zu bedenken: Allzu scharf macht schartig! Nun, er nahm sich vor, vor allem sich an Ort und Stelle zu begeben und dort zu sondiren, ob die schüchterne oder die generöse Seite des Sennor mehr ausgebildet sei, und welche demnach den meisten Vortheil verspräche.

Er übernachtete in derselben Fonda, in welcher er vor nicht langer Zeit mit Agacio sich angenehm unterhalten hatte, als er aber am andern Morgen bereits ein Stück Wegs zurückgelegt hatte, hielt er plötzlich mit einem Fluche sein Pferd an.

Es war, wie er jetzt bemerken konnte, Schnee gefallen in der Cordillera, und er sah sofort, daß es ihm vor der Hand unmöglich sein würde, zu Crespo zu gelangen, denn da er von frühern Zeiten her in jenen Districten gut bekannt war, so wußte er, daß die Berge in der Nähe von Crespo's Plateau tief mit Schnee bedeckt sein mußten und dieser Schnee

zwar in fünf bis sechs Tagen wieder geschmolzen sein, ebenso gut aber auch vierzehn Tage im Gebirge liegen bleiben konnte.

Uebrigens mußte dieser Schneefall schon gestern Abend begonnen und während der Nacht fortgedauert haben.

Ramon dachte an Manuel und daß er sehr wahrscheinlich infolge dieses Naturereignisses der Abrechnung mit demselben überhoben sein würde. Dann überzählte er die Diäten, welche ihm für seine bisherigen Leistungen zugefallen waren, die Börse Castillo's zum Beispiel und dann gewisse zehn Goldunzen und vielleicht noch eine Kleinigkeit darüber und sagte dann zu sich selbst:

„Man muß Gott für Alles danken. Dem eingeschneiten Sennor da oben werde ich später einen Besuch abstatten, für jetzt aber mich für einige Zeit zur Ruhe setzen."

Dann wendete er sein Pferd und kehrte den Bergen den Rücken.

Einige Tage nach Kohlweg's Heimkehr in die gemeinschaftliche Wohnung der Freunde und nach seinen Berichten über die Fruchtlosigkeit seiner Forschungen, beiläufig in den ersten Tagen, welche Ramon und Manuel bei dem Unbekannten in den Vorbergen zu-

brachten, sagte Scherflein eines Abends zu seinen Hausgenossen:

„Unserer Verabredung gemäß will ich mich morgen aufmachen und meinerseits zusehen, ob ich nicht irgend eine Spur von Inez' Vater aufzufinden oder überhaupt etwas Näheres über sein Schicksal erfahren kann. Immer noch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, von Hirten im Gebirge eine Nachricht zu erhalten, welche uns nützlich werden kann, und das Schlimmste ist stets noch besser als diese quälende Ungewißheit. Ich werde daher die Berge durchstreifen, dann den paso de las animas überschreiten, und jenseits desselben meine Forschungen fortsetzen, hierauf aber nach Santiago gehen und schließlich zu erkunden suchen, wie es auf Castillo's Hacienda aussieht. Dann kehre ich wieder."

Scherflein führte am andern Morgen wirklich seinen Vorsatz aus und traf in der That mehrmals Hirten, welche ihm aber nicht die mindeste Auskunft geben konnten.

„Vielleicht", sagten ihm dieselben, „trefft Ihr jenseits des Paso Kameraden von uns, welche etwas von den Leuten wissen, welche Ihr sucht. Reisenden aber, welche von Mendoza kommen, werdet Ihr kaum begegnen, denn es ist jetzt die Zeit, in welcher es in den

Bergen bisweilen schneit, und da es lebensgefährlich ist, in einen Schneefall zu gerathen, so reist Niemand, wenn er nicht durchaus muß."

Scherflein lächelte im Stillen über den Schnee, welcher bei einer Hitze fallen sollte, wie sie den ganzen Tag hindurch herrschte. Er brachte indessen die Nacht am Feuer der Hirten zu und schlug am andern Morgen den Weg nach dem paso de las animas ein.

Der steile Felsenpfad hatte für ihn nichts Erschreckendes mehr. Er hatte sich wacker auf demselben getummelt und gedachte nun mit der größten Leichtigkeit über ihn hinwegzukommen; dagegen freute er sich die Stelle wieder zu sehen, an welcher er seine Inez zum ersten Male erblickt und ihr das Leben gerettet hatte.

Durch die neuliche Begegnung aber vorsichtig gemacht, beschloß er, als er an den untersten Stufen der steilen Seite angekommen war, abzusteigen und auf die Höhe zu klimmen, wo er, wie ihm bekannt war, die jenseitige Seite und eine ziemliche Strecke Wegs übersehen konnte.

War Niemand zu sehen, so kletterte er wieder abwärts und holte sein Pferd. Hatte ja doch dieses denselben Weg schon mit Inez und ihm zugleich gemacht!

Er führte seinen Vorsatz aus, als er aber einige Stufen hinangeklettert war, kam es ihm vor, als sähe

er auf den obersten Stufen der Felsmauer Jemand sitzen. Er stieg höher, aber es war nicht anders — oben saß ein Mann.

Wer in aller Welt konnte ein Vergnügen daran haben, auf jener schwindelerregenden Höhe sich von einer drückenden Sonnenhitze braten zu lassen? Ein englischer Reisender, ein deutscher Künstler, ein indischer Büßender?

Als Scherflein etwa die Hälfte der Stufen erstiegen hatte, hielt er inne und rief den oben Sitzenden an, und als er keine Antwort erhielt, wurde ihm, er wußte selbst nicht recht warum, unheimlich zu Muthe.

Er kletterte indessen dennoch wieder weiter, und als er sich dem Sitzenden auf einige Stufen Entfernung genähert hatte, sah er, daß es ein Todter war.

Ein Todter, halb verwest, halb ausgetrocknet, kurz in dem Zustande, in welchen in Chile die Sonne todte thierische Körper überhaupt zu versetzen pflegt.

Da der geneigte Leser längst errathen hat, daß dieser Todte Niemand anders als Agacio war, so wollen wir beifügen, daß trotz seiner entstellten Gesichtszüge Scherflein ihn doch sofort als den Mann erkannte, der an derselben Stelle die arme Inez verfolgte, hatte er ihn damals auch nur wenige Sekunden gesehen. Freilich trug der Ort, an

dem er ihm jetzt wiederfand, viel zu diesem Wiedererkennen bei.

Wie Agacio gegen Castillo und Inez gehandelt, hatte Scherflein von dieser selbst und von Kohlweg erfahren, natürlich aber konnte er sich nicht erklären, wie derselbe in diesem Zustande auf jene Felsenspitze gekommen war, obgleich an vertrockneten Blutspuren unschwer zu erkennen war, daß man ihn ermordet hatte.

Was uns selbst betrifft, so wissen wir freilich genau, warum Agacio auf jener Felsenspitze saß. Fragt man uns aber, wie er dorthin gekommen, so wollen wir zwei Möglichkeiten angeben.

Es kann sein, daß Ramon den tödtlich Verwundeten und Beraubten auf dem Plateau liegen ließ, und daß dieser sich noch so weit abwärts schleppte und dann erst verschied.

Es ist aber auch möglich, ja selbst wahrscheinlich, daß Ramon in übermüthiger und frecher Mordlaune den bereits todten Körper dorthin zerrte und, anstatt ihn in den Abgrund zu stürzen, an jene Stelle setzte. Aehnliche Beispiele rohen Uebermuths sind nicht allzu selten.

Unter ähnlichen Verhältnissen aufgefundene Todte pflegen den erschrockenen Finder mit unheimlichen glä-

fernen Augen anzustarren, was bei Agacio aber nicht der Fall war.

Seine Augen schienen bereits eingetrocknet, und die Augenlider waren fast gänzlich geschlossen, dagegen war sein Mund auf eine grauenhafte Weise verzerrt, und das Unheimliche der ganzen Erscheinung wurde noch dadurch vermehrt, daß bisweilen ein leichter, über die Höhe ziehender Lufthauch seinen blutbefleckten Poncho in Bewegung setzte oder sein Haar flattern ließ.

Nachdem Scherflein's erste Bestürzung vorüber war, bedachte er, was er thun wolle; es schien ihm am zweckmäßigsten, nach Hause zurückzukehren und die Seinen von dem Funde, welchen er gethan hatte, in Kenntniß zu setzen.

Da es aber unter solchen Verhältnissen nicht nöthig war, die Leiche zu entfernen, um den Weg frei zu machen, so ließ er sie an Ort und Stelle.

„Diejenigen, welche dich dorthin gesetzt haben", sagte er, „mögen dich auch wieder fortnehmen, ich selbst will mit dir nichts weiter zu schaffen haben."

Er kletterte abwärts und konnte sich nicht leugnen, daß es ihm gemüthlicher ums Herz wurde, als er davonritt und den Paso sammt seiner Staffage im Rücken hatte.

Groß war die Verwunderung im Hause, als man seinen Bericht vernahm, und Niemand war im Stande, eine nur halbwegs haltbare Vermuthung über den Mord Agacio's aufzustellen.

Am glaublichsten oder wenigstens der Wahrheit am nächsten kommend war die Ansicht Beatens, welche dahin ging, daß ihm der Teufel den Hals umgedreht und ihn auf den Paso gesetzt habe.

Als man sich später berieth, was nun zu thun sei, machte Kohlweg den Vorschlag, zuerst sich auf Castillo's Hacienda umzusehen und dann unter Umständen einen Streifzug nach dem Paso anzustellen.

„Denn", sagte er, „ohne Zweifel erfahren wir dort Dinge, welche uns Anleitung geben, wie wir uns überhaupt zu verhalten haben."

Wir werden später sehen, inwieweit die Freunde diesen Vorschlag in Ausführung brachten, erlauben uns aber vorher selbst nach dem Sennor Castillo zu sehen, um den sich alle Welt kümmert, und zwar in doppelter Bedeutung des Wortes, während wir ihn ganz aus den Augen verloren.

Fünftes Kapitel.

Abreise des Sennor Castillo von Crespo's Hause. Stillschweigender Abschied von diesem.

Wir haben Castillo verlassen, nachdem ihm Crespo reinen Wein eingeschenkt, und der erstere hielt, für die nächste Zeit wenigstens, sein Versprechen, keinen Fluchtversuch zu machen, was freilich nicht ausschloß, an einen solchen zu denken und eine mögliche Gelegenheit für die Folge zu erspähen.

Es schien aber eine solche schwer zu finden.

Crespo war in der That ein äußerst höflicher Mann und entschuldigte sich jedesmal, wenn ihn, wie er sagte, die Nothwendigkeit zwang, seinen Gast wie einen Gefangenen zu behandeln, was des Tages indessen nur einmal geschah, des Abends nämlich, wenn man sich zur Ruhe begab.

Crespo ersuchte nämlich dann stets mit verbindlichen Worten Castillo, sich in seine Stube zu begeben, welche er sodann abschloß und von außen verriegelte, und da die Fenster desselben mit starken Eisenstäben vergittert waren, so war an ein Entkommen gar nicht zu denken.

Im Uebrigen machte Crespo, wie Castillo, durch sein Gitter lugend, bemerkt hatte, nicht selten in der Nacht die Runde um das Haus und am Rande des Plateaus, dabei stets mit einer Flinte bewaffnet und mit einem starken malaiischen Dolche, der, wie Castillo wußte, vergiftet war, wie fast alle diese Waffen der Malaien.

Auch die Speisevorräthe schaffte ohne Zweifel Crespo bei der Nacht herbei, denn die für den Tag nöthige Portion fand sich stets am Morgen vor.

Daß aber dieses Leben selbst für einen, der sich anhaltend zu beschäftigen nicht gewohnt war, für längere Zeit arg langweilig werden mußte, lag auf der Hand, und Crespo suchte seinen Gast dafür durch allerlei Gespräche zu entschädigen.

„Seht, lieber Sennor", sagte er, „wir vertragen uns hier oben ganz ausgezeichnet, aber wäre das auch nicht der Fall, so entkämt Ihr deshalb dennoch zuverlässig nicht.

Ihr wißt, daß dieser Dolch vergiftet ist, und zwar durch eine kleine Zuthat von Upaspulver, welches man in die Scheide gebracht hat, sodaß die Spitze der Waffe sich stets in diesem Pulver befindet. Solltet Ihr nun gesonnen sein, mich plötzlich zu überfallen, so würde es mir gewiß gelingen, Euch irgend eine kleine Wunde beizubringen, und im Falle Ihr meiner Herr würdet, was ich aber bezweifle, so verließt Ihr das Plateau dennoch nicht lebend.

Aber selbst wenn ich Euch nicht verwundete, so fändet Ihr den Weg nicht abwärts, und würdet Ihr ihn finden, so würdet Ihr verhungern, indem wir hier stets nur für einen Tag Speise haben."

„Wo habt Ihr denn Euren Speisevorrath?" sagte Castillo.

„Außerordentlich gut verborgen."

„Und warum holt Ihr davon stets nur auf einen Tag herbei?"

„Um Euch nicht in Versuchung zu führen, mich zu ermorden und, mit Proviant versehen, einen unnützen Fluchtversuch zu machen", sagte Crespo, sich höflich verbeugend. „Man muß seinem Nebenmenschen und sich selbst alle kleinen Unannehmlichkeiten zu ersparen suchen."

„In der That, Ihr seid ein edler Menschenfreund",

versetzte Castillo lachend, „aber sagt mir, zu welchem Zwecke mag hier in dieser Einöde dieses eigenthümlich gebaute und so fest und stark construirte Haus errichtet worden sein?"

Crespo begann jetzt bedeutende archäologische Kenntnisse zu entwickeln.

„Ich vermuthe", sagte er, „daß dieses Haus von den alten Indianerstämmen aufgerichtet worden ist, von Stämmen, die längst nicht mehr existiren und von welchen fast nur noch die Sage spricht. Man trifft längs der Westküste bisweilen solche Bauten, deren ursprünglicher Zweck uns freilich wohl für immer ein Räthsel bleiben wird. Aber es ist möglich, daß die Rasse der alten Amyaras oder der Titicacastamm einen großen Theil derselben erbaut hat. Die Ausbreitung dieses Volkes ging muthmaßlich weiter, als man bisher anzunehmen geneigt war, und ein berühmter Gelehrter*) hat dieselbe wenigstens bis in die Wüste von Atacuma nachgewiesen. Beifügen muß ich aber, daß die eisernen Gitter an den Fenstern erst in unsern Zeiten eingesetzt worden sind, indem weder die

*) Indem wir den Anachronismus entschuldigen, den Crespo im Jahre 1822 vorbrachte, müssen wir hinzufügen, daß uns die Bescheidenheit verbietet, den Namen dieses „berühmten" Gelehrten zu nennen.

Inkas noch die Amyaras das Eisen zu verarbeiten verstanden."

„Donnerwetter, Crespo", rief Castillo, „was bringt Ihr da Alles zum Vorschein! Ihr sprecht ja wahrhaftig wie ein leibhaftiger Professor!"

„Man ist nicht immer, was man scheint", erwiderte Crespo, sich abermals verbeugend, „und die Einsamkeit, in welcher ich hier lebe, ruft allerlei Gedanken hervor und ermuntert zum Nachdenken."

„Aber warum ist dieses Haus gegenwärtig so fest mit den Eisengittern verwahrt?"

„Ich bin ein alter, kranker, schwacher Mann", sagte Crespo demüthig, „und besitze wenig mehr als meinen guten Ruf und meinen Malaiendolch. Kann ich aber mit dem allein eine Räuberbande abwehren, welche etwa hier einbrechen will? Es ist des Einbrechens wegen, lieber Sennor!"

„Zu Zeiten auch des Ausbrechens halber", entgegnete Castillo, dann setzte er leicht hinzu: „Was treibt Ihr aber eigentlich für ein Geschäft hier in dieser Einsamkeit?"

Crespo sah ihn einige Augenblicke ernsthaft an, obgleich es Castillo vorkam, als unterdrücke er ein Lächeln. Dann aber sagte er:

„Ich bin Aufseher über die Bergleute hier in den Minen."

„Alle Teufel!" rief Castillo. „Minen! Bergleute! Ich habe aber noch keinen einzigen Minero hier oben gesehen!"

Crespo schien den frühern Professorton und ebenso ein wenig die stets beobachtete Höflichkeit aus den Augen setzen zu wollen, denn er tippte mit dem Finger gegen seine Stirn und sagte:

„Arbeiten bei Euch die Bergleute auf den Bäumen?"

„Nein!" erwiderte Castillo.

„Könnt Ihr unter die Erde sehen?"

„Auch nicht!"

„Nun also, da meine Bergleute unter der Erde arbeiten, ist es natürlich, daß Ihr sie nicht sehen könnt."

Alle Versuche indessen, welche Castillo machte, Crespo zu bestechen, scheiterten, vielleicht schon deshalb, weil er ihm vorläufig nur Versprechungen bieten konnte.

„Es ist besser für Euch, wenn Ihr hier bleibt", sagte er bei solchen Gelegenheiten, oder wenn er höflicher sein wollte: „Eure Unterhaltung und der Umgang mit Euch ist mir mehr werth als alle Schätze, welche man mir bieten könnte."

Ein andermal fragte er Castillo, ob er Ramon schon lange kenne.

„Ich habe den Halunken zum ersten Male gesehen, als er mich mit Agacio verfolgte und zum Gefangenen machte", entgegnete Castillo.

„Nun", fuhr Crespo fort, „sprecht, aber als Caballero und aufrichtig: Haltet Ihr mich für einen Spitzbuben?"

„Ich kann mich irren", versetzte Castillo, „indessen, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ja!"

„Für einen großen?"

Castillo zog die Schultern.

„Nun", sagte Crespo, „habt auch diese Ueberzeugung. Seid aber noch mehr überzeugt, daß Ramon ein hundertmal größerer Spitzbube ist als ich. Und solchen Leuten muß man Wort halten!"

Er erzählte dann, daß er mit Ramon früher in Geschäftsverbindung gestanden, eben in dem Berggeschäft, welches er gegenwärtig noch betreibe, und daß deshalb Ramon der Wege vollkommen kundig sei. Zugleich erfuhr Castillo, daß Ramon früher ein Krämer gewesen wäre, aber Bankrott gemacht habe und sich jetzt durch freie Künste ernähre.

„Und einem solchen Menschen glaubt Ihr Wort halten zu müssen?" sagte Castillo.

„Dem erst recht", rief Crespo, „denn thue ich's nicht, so ruinirt er mein ganzes Berggeschäft!"

Bisweilen bedachte Castillo, ob er nicht einmal auf gut Glück plötzlich über seinen Wächter herfallen und versuchen sollte, ihm den verwünschten Dolch zu entreißen. Indessen mußte er sich selbst wiederholen, was ihm Crespo bereits vorgestellt hatte, daß ein Entkommen, auch wenn er jenen getödtet haben würde, dennoch unmöglich sei, einmal der fehlenden Nahrungsmittel halber, dann aber wegen der scheinbar vollständigen Abgeschlossenheit des Plateaus.

Nach Osten hin, gegen die ansteigende Seite der Cordillera, wäre vielleicht eine Flucht möglich gewesen. Obgleich auch dort das Gebirge steil anstieg, war doch kaum zu bezweifeln, daß ein chilenischer Reiter ohne viel Fährlichkeit dort auf- und abwärts kommen konnte. Auch vom Plateau aus war dorthin leicht zu gelangen. Aber allein und ohne Speise wäre ein Fluchtversuch nach der Höhe des Gebirges sicherer Tod gewesen.

Abwärts zu gelangen schien dagegen unmöglich. Es führte zwar eine Art von Pfad abwärts, der sogar, obgleich er steil abfiel, so breit war, daß ziemlich bequem drei bis vier Pferde neben einander auf ihm Platz gefunden hätten. Wenn es aber in der That einmal ein Weg gewesen war, so war es gegenwärtig keiner

mehr, denn plötzlich ward er durch eine steile Felswand geschlossen, welche noch höher als das Plateau selbst war.

„Wenn es Gottes Wille ist", dachte Castillo, „so werde ich wohl noch erfahren, wie ich hier heraufgekommen bin, und wenn Ramon vergessen sollte, mich abzuholen, oder wenn man ihn unten gehängt hat, so wird hoffentlich Crespo meiner hier oben endlich auch überdrüssig werden."

Im Uebrigen war es klar, daß Crespo mit Leuten in Verbindung stehen mußte, welche ihn mit Nahrungsmitteln versahen, geschah dies auch nur von Zeit zu Zeit, und daß diese Zufuhr von unten aus stattfand, war ebenfalls nicht in Zweifel zu ziehen. So hatte Castillo niemals Wein oder sonst ein geistiges Getränk bei Crespo zu sehen bekommen, da dergleichen zu jener Zeit, wenigstens in den Bergen, noch eine Seltenheit war; dagegen setzte er ihm bisweilen frisches Kalbfleisch vor, und als bei einer solchen Gelegenheit Castillo einmal scheinbar unbefangen fragte, von wo er seine Vorräthe bezöge, gab Crespo ebenso zur Antwort:

„Ich hole mir meine Ration bei meinen Bergleuten, und es kümmert mich nicht, woher sie ihre Vorräthe beziehen."

Plötzlich sollte aber Castillo einigen Aufschluß über diese unsichtbaren Bergleute erhalten.

Eines Morgens ziemlich früh, als Crespo ihn noch eingeschlossen hielt, kam es ihm vor, als höre er draußen sprechen, und sein Herz begann mächtig zu schlagen, da er an Ramon und an seine endliche Befreiung dachte.

Niemand kam indessen, um ihm diese anzukündigen oder wenigstens mit ihm zu unterhandeln. Endlich hörte Castillo, daß man Abschied nahm, und gleich darauf vernahm er den Tritt eines sich entfernenden Pferdes.

„Haltet also Alles parat", rief der Davonreitende, worauf Crespo ungewöhnlich laut ihm eine bejahende Antwort nachrief.

Castillo, der von seinen Fenstern aus nur die Hälfte des Plateaus, die gegen das Flachland hin gelegene, übersehen konnte und den Fortreitenden nicht bemerkt hatte, horchte den Schritten des Pferdes und schloß, daß der Reiter sich gegen die höhere Seite des Gebirges hin entfernt haben müsse. Kurze Zeit darauf kam Crespo, um seine Thür zu öffnen, und Castillo bemerkte sofort an demselben eine ganz ungewöhnliche Heiterkeit.

„Das Geschäft geht ganz ausgezeichnet", rief er,

„famos, und wenn noch ein Zug kommt wie der heutige, so ist mein Schäflein im Trockenen. Ich ziehe dann hinunter ins Land und vermähle mich mit einer Jungfrau meines Alters, welche ich zärtlich liebe, und wenn Ihr nicht vorzieht, hier zu bleiben und mein Geschäft zu übernehmen, so könnt Ihr mit mir gehen. Um Ramon kümmere ich mich dann nicht so viel mehr."

Er schlug ein Schnippchen bei diesen Worten, und Castillo, der an die Jungfrau dachte, welche in gleichem Alter mit dem häßlichen, alten Crespo war, mußte unwillkürlich lachen, in welches Lachen dieser sofort höchst geräuschvoll einstimmte.

Castillo bemerkte nun freilich, daß er ein wenig berauscht war, und zwar muthmaßlich infolge einer Herzstärkung, welche ihm der Fremde mitgebracht hatte und der er längere Zeit entwöhnt gewesen.

Castillo machte ihm den Vorschlag, seinen Vorsatz sogleich ins Werk zu setzen, das Gebirge zu verlassen und jene Jungfrau zu ehelichen.

„Ich gehe natürlich mit Euch", setzte er hinzu, „und für ein artiges Brautgeschenk von meiner Seite braucht Ihr dann keine Sorge zu tragen, selbst wenn Ihr nicht sogleich in den Stand der heiligen Ehe treten solltet."

Crespo wurde indessen wieder ernsthaft bei diesen Worten Castillo's.

„Später", sagte er, „kann sich das Alles machen, für jetzt aber muß ich an meine Arbeit gehen, und wenn Ihr mir helfen wollt, soll es mir lieb sein."

Castillo sagte zu, und die Arbeit, welcher sich beide nun unterzogen, bestand darin, aus einem Raume des Hauses, den Castillo niemals vorher betreten hatte, kleingespaltenes Holz auf das Plateau zu tragen und dort in gewissen Abständen haufenweise aufzuschichten.

„Wollt Ihr hier heute Feuer anzünden?" fragte Castillo.

„Freilich", versetzte Crespo, „und wir werden uns dann mehrere Wochen hindurch trefflich damit unterhalten können, den heute aufgebrauchten Vorrath wieder zu ergänzen. Während der Nacht hole ich das Holz und Ihr spaltet es dann bei Tage klein. Kann man sich etwas Artigeres denken?"

„Ich freue mich ungeheuer darauf", sagte Castillo, während er bei sich dachte: „Wir werden sehen, welche Teufelei es heute hier geben wird, und was ich spalten werde, wenn ich einmal eine Axt in der Hand habe, wird sich auch zeigen. Mag es dann kommen, wie es will."

Als es dunkelte, bat ihn Crespo, sich für diesen Abend etwas früher als gewöhnlich in seine Stube zu begeben, und nicht lange Zeit darauf drang Feuerschein durch die Fenster derselben. Castillo blickte hinaus und sah Crespo damit beschäftigt, die sämmtlichen Holzhaufen anzuzünden und zugleich verschiedene längliche Eisenstücke in die Glut zu legen. Als aber Crespo seiner ansichtig wurde, rief er ihm zu:

„Jetzt und solange wir beide allein sind, könnt Ihr herausgaffen. Hütet Euch aber, das zu thun, wenn zufällig andere Leute sich hier einfinden sollten, denn ich könnte Euch dann für nichts stehen, oder vielmehr, ich kann Euch garantiren, daß, erblickt Euch Jemand, Ihr eine Kugel durch den Schädel bekommen werdet."

Castillo zog sich zurück und verhängte den untern Theil eines Fensters mit seinem Poncho, wobei er Sorge trug, kleine Lücken zu lassen, durch welche er ungesehen von den andern Leuten, welche sich zufällig einfinden würden, deren Treiben beobachten konnte.

Einige Zeit war nichts zu bemerken als Crespo, welcher zwischen seinen Feuern umherging und dieselben unterhielt.

Dann aber glaubte Castillo einen entfernten dumpfen Lärm zu hören, und plötzlich sprengten

sechs bewaffnete Reiter, unzweifelhaft von der Höhe des Gebirges kommend, auf das Plateau.

Sie tummelten ihre Pferde zwischen den Feuern, besprachen sich kurze Zeit mit Crespo und dann verschwanden sie auf dem schon früher von Castillo beobachteten abwärts führenden Wege, welcher indessen durch eine Felswand gesperrt war.

„Ihr werdet bald wiederkehren", dachte der Lauschende. Sie kehrten indessen nicht wieder. Das schon früher vernommene Getöse verstärkte sich jetzt zu einem donnerähnlichen Lärm, und bald darauf erschienen andere Reiter, aber weniger mit Waffen versehen als die verschwundenen.

Diese sprangen jetzt von ihren Pferden, schürten die Feuer zu heller Glut und verrichteten noch andere Beschäftigungen, deren Zweck Castillo vollständig unerklärlich war.

„Will man hier einen Hexensabbath feiern?" sagte er zu sich selbst. Als aber jetzt ein Haufen Rinder auf dem Schauplatz erschien, wurde ihm plötzlich die Sachlage klar.

Man schmuggelte Vieh über die Cordillera nach Chile und brannte es an den von Crespo entzündeten Feuern mit den Zeichen verschiedener Haciendenbesitzer, welche Crespo in Verwahrung hatte. Das waren

die Eisen, welche er schon vorher glühend gemacht hatte.

Dieses Verfahren ist durch folgende Verhältnisse begründet:

Obgleich im Verhältniß zu den europäischen Preisen in Chile das Vieh nicht theuer ist, so ist es doch jenseits der Cordillera noch billiger, die Einfuhr desselben also mit Gewinn verknüpft.

Durch den ziemlich hohen Eingangszoll aber, den die chilenische Regierung auf diese Einfuhr gelegt hat, wird der Gewinn für den Einführenden bedeutend geschmälert und man greift deshalb zum Schmuggelhandel, den die Zollwächter ihrerseits wieder nach besten Kräften zu hintertreiben suchen.

Nun hat aber jeder Heerdenbesitzer ein bestimmtes Zeichen, welches den ihm gehörigen Rindern aufgebrannt wird, und also gezeichnete Thiere werden als sein Eigenthum betrachtet, welches die Zollwächter nicht mehr confisciren können.

Infolge dessen sucht man die eingeschmuggelten Rinder sobald als möglich zu zeichnen, und man thut dies, sobald sie den Hofraum betreten haben, in den Haciendeu oder auch an sichern Plätzen im Gebirge selbst, und treffen sodann die Zollwächter auf eine solche Heerde, so können sie derselben nichts mehr anhaben.

Wohl hatte Castillo mehrmals von diesem Verfahren gehört, nie aber dessen Ausführung mit angesehen. Jetzt freilich begriff er sofort, um was es sich handelte.

Crespo stand, gegen einen Antheil an dem nicht unbeträchtlichen Gewinn, mit den Schleichhändlern in Verbindung. Er hatte die Eisen, mit welchen man die Thiere zu zeichnen pflegt, in Verwahrung, und sobald er in Kenntniß gesetzt wurde, daß eine Heerde herannahe, setzte er Alles in Stand, um das Geschäft möglichst zu beschleunigen.

Die verborgene und durch geheime Eingänge noch mehr gesicherte Lage des Plateaus machte dasselbe vortrefflich geeignet zu dieser Arbeit der Schleichhändler, mit welchen ohne Zweifel auch Ramon, früher wenigstens, in Verbindung stand. Was endlich die für Crespo nöthigen Nahrungsmittel anlangte, so erhielt er dieselben von Hirten oder andern guten Freunden der Schmuggler.

Mit Erstaunen sah aber jetzt Castillo, gedeckt durch seinen Poncho, dem Treiben zu, das sich draußen auf dem Plateau entwickelte, und bewunderte die Gewandtheit, mit welcher die Leute ihre Arbeit vollzogen.

Viele der Thiere wurden einfach im Stehen gebrannt, andere, welche sich störrisch zeigten, warf man

zu Boden, und selbstverständlich spielte hierbei der Lasso eine bedeutende Rolle. War eine gewisse Anzahl gezeichnet, so trieb man dieselben auf den bereits mehrfach erwähnten Weg, auf welchem sie, wie vorher die bewaffneten Reiter, verschwanden.

Daß diese einerseits eine Vorhut bildeten gegen einen etwaigen Ueberfall der Zollwächter, war nicht zu bezweifeln, auf der andern Seite aber lag ihnen auch wohl das Geschäft ab, die gezeichneten Thiere zu sammeln oder weiter zu treiben.

Castillo nahm sich ernstlich vor, dem geheimen Durchgang, vermittelst dessen, wie es schien, auf ganz bequeme Weise Menschen und Thiere verschwanden, in den nächsten Tagen auf die Spur zu kommen, und wäre er nicht eingeschlossen gewesen, so hätte er versucht, sich unter die draußen Beschäftigten zu mischen und unbemerkt mit ihnen zu entkommen; so aber blieb ihm nichts übrig, als dem abenteuerlichen Treiben derselben zuzusehen und das pittoreske Schauspiel anzustaunen, welches man vor seinen Augen aufführte und welches nicht enden zu wollen schien.

Stets erschienen neue Haufen von Rindern, welche man mit den glühenden Eisen verfolgte oder je nach Umständen niederwarf. Dann zerstampften die wieder losgelassenen Thiere die Feuer, daß die Funken

hoch emporsprühten und die das Plateau begrenzenden Berge in röthlichem Widerschein leuchteten, und während die Männer die Flamme wieder anfachten, drangen abermals massenweise andere Rinder auf das Plateau, welche man wie die vorigen empfing.

Dazu das Brüllen aller dieser Thiere, das Schreien und Rufen der Männer, da der Chilene kaum irgend eine Arbeit schweigend vornimmt, vor allem aber die auffällige Hast und Eile, mit welcher Alles betrieben wurde!

Der furchtbare Lärm und das ewige Einerlei betäubten und ermüdeten endlich Castillo, und da er aus dem Getöse hinter dem Hause und auf der Seite gegen die Cordillera hin schloß, daß sich dort noch eine große Anzahl Rinder befänden und daß wohl fast die ganze Nacht mit dem Zeichnen derselben zugebracht werden würde, zog er sich vom Fenster zurück und versuchte zu schlafen, was ihm freilich lange nicht gelingen wollte.

Gegen Morgen endlich verfiel er in einen Halbschlummer, in welchem er zu hören glaubte, daß das Getöse schwächer wurde und zuletzt gänzlich aufhörte. Hierauf verfiel er in einen festen Schlaf.

Als er erwachte, sah er an dem Schatten, welchen das Haus warf, daß die Sonne schon mehrere Stunden

lang am Himmel stehen mußte. Draußen auf dem Plateau befand sich kein lebendes Wesen mehr.

Von einigen Feuerstellen stieg noch ein dünner, schwacher Rauchstreifen aufwärts, die übrigen Feuer aber waren gelöscht oder von den Thieren zerstampft und das ganze Plateau mit verkohlten Holzstücken, einigen Fetzen zerrissener Kleidungsstücke und mit Unrath bedeckt.

Castillo dachte daran, daß ihn Crespo wahrscheinlich, sowie zum Holzspalten, auch zur Reinigung des Plateaus einladen würde, und nahm sich vor, seine Beihülfe hartnäckig zu verweigern, aber Crespo erschien nicht.

Er erschien auch nicht nach Verlauf von fast einer Stunde, und da derselbe gegen die Gewohnheit seiner Landsleute sonst täglich mit der Sonne aufstand, tauchte plötzlich ein schrecklicher Gedanke in Castillo auf.

Wenn Crespo, wie er gestern hoffte, sein Schäflein wirklich ins Trockene gebracht hätte und mit den Schleichhändlern fortgezogen wäre, um unten im Lande das Fest seiner Vermählung zu feiern, ihn selbst aber vergessen oder absichtlich zurückgelassen hätte!

Er rief, er polterte an der Thür seiner Stube oder seines Gefängnisses, er versuchte dieselbe zu erbrechen, aber er erhielt keine Antwort, und die massive Thür,

von außen mit schweren Riegeln versperrt, spottete seiner Anstrengungen.

Es wurde ihm jetzt fast zur Gewißheit, daß er sich allein in dieser Einöde befände und zum Hungertode bestimmt sei, vielleicht als überflüssiger Mitwisser des Geheimnisses der Schmuggler, vielleicht aber auch nur einfach vergessen, da Crespo gänzlich erfüllt war von dem Gedanken an irdischen Gewinn und an seine gleichalterige Braut unten im Flachlande.

Die Tröstlichkeit solcher Betrachtungen bedarf keiner Beschreibung und Castillo setzte sich dumpf brütend auf sein Lager, indem verworrene Pläne sein Gehirn durchkreuzten, auf welche Weise es ihm dennoch möglich sein werde, seinen Kerker zu durchbrechen und zu entkommen.

Dann sprang er auf und rüttelte an den Gittern seines Fensters, welche aber, wie die Thür, keine Miene machten, nachzugeben.

Da sah er plötzlich am Rande des Plateaus einen Menschen stehen.

Crespo! Welch ein Glück! Muthmaßlich hätte der gute Sennor nun sofort mit größter Bereitwilligkeit die Reinigung des Plateaus für seine Person allein übernommen, ohne erst eine Aufforderung dazu abzuwarten.

Aber er sah jetzt, daß der Mann nicht Crespo war.

Der Fremde schien sich vorsichtig allenthalben umzusehen und Bedenken zu tragen, sich dem Hause zu nähern. Als er jetzt Castillo erblickte, hob er flehend die Hände gegen denselben auf.

Castillo winkte ihm hastig und rief ihm zu, herbeizukommen, worauf jener, indessen stets noch zögernd, Folge leistete und endlich in einem gewissen Abstande abermals stehen blieb und mit gefalteten Händen sagte:

„Thut mir nichts zu Leide und gebt mir zu essen!"

In diesem Augenblick erkannte ihn Castillo.

Es war sein früherer Knecht Benito, der aus Furcht vor Agacio mit Inez aus der Hacienda geflohen war und dann abermals aus Furcht ihn im Gebirge verließ.

Trotzdem war Castillo höchlich erfreut, als er ihn erkannte. Er rief ihm zu, an das Fenster zu kommen, und als sich Benito endlich genähert hatte und seinen Herrn hinter den Gittern erblickte, stieß er einen Schreckensschrei aus, schlug die Hände zusammen und dann rief er:

Seid Ihr es oder Euer Geist, und wie, um Gotteswillen, kommt Ihr hierher?"

„Vor allem", sagte Castillo, „komm in das Haus und schiebe die Riegel an meiner Thür zurück."

„Aber wird mir auch nichts geschehen?"

„Nein", versetzte Castillo, „öffnest Du aber nicht augenblicklich, so ermorde ich Dich!"

Ohne Zögern erfüllte Benito den erhaltenen Befehl, und seine Freude, als er seinen Herrn wohlbehalten vor sich erblickte, schien wirklich eine aufrichtige, dann aber bat er dringend um Speise, da er seit vierundzwanzig Stunden keinen Bissen genossen habe.

„Wir wollen sehen, ob wir etwas finden", erwiderte Castillo, „vielleicht, vielleicht auch nicht, jedenfalls ist es aber hier draußen besser als in jenem verwünschten Loche."

Sie gingen hierauf vor allem nach der Stube, in welcher sich Crespo gewöhnlich aufhielt, und fanden auch wirklich ziemlich reichliche Vorräthe, welche ohne Zweifel die Schmuggler ihren Verbündeten zugeführt hatten. Benito stürzte sich unverzüglich auf dieselben, um sich zu sättigen, fast im gleichen Augenblicke aber fuhr er mit einem Schrei des Schreckens zurück.

„Da liegt ein Todter!"

Castillo sah jetzt ebenfalls zwischen mancherlei Geräthe in einer Ecke Crespo auf der Erde liegen. Ein zweiter Blick indessen überzeugte ihn, daß derselbe keineswegs todt war, sondern nur einen todtenähnlichen

Schlaf zu schlafen schien und höchst wahrscheinlich arg betrunken war.

Eine leere Rumflasche, ohne Zweifel ein Geschenk seiner guten Freunde, welche neben ihm auf der Erde lag, deutete das an, und aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Crespo, als die Schmuggler das Plateau verlassen hatten, sich dem lange entbehrten Genusse im Uebermaße hingegeben.

Castillo theilte diese seine Vermuthung Benito mit, und während dieser jetzt sich zu sättigen begann, erzählte er ihm zugleich mit flüchtigen Worten, wie er selbst hierher gekommen.

„Da", versetzte Benito, indem er Castillo sein Messer reichte, „da, nun schneidet unverzüglich diesem Kerle die Gurgel ab."

„Und warum willst Du das nicht thun?" sagte Castillo.

„Ah! Er könnte aufwachen und dann — Ihr seid der Herr und ich der Knecht, die Ehre gebührt Euch."

„Eine saubere Ehre", versetzte Castillo verächtlich, „einen Schlafenden zu tödten. Und dann behandelte er mich im Grunde nicht schlecht. Er soll leben, aber von seinen Vorräthen wollen wir so viel an uns nehmen, als uns nöthig erscheint, und seiner Waffen muß ich ihn auch berauben, für den Fall, daß er uns verfolgen sollte."

„Das würde er nicht thun, wenn man ihn —" Benito machte hier eine leicht verständliche Geberde — „indessen, Ihr habt zu befehlen."

Castillo steckte hierauf den Dolch Crespo's zu sich, hing seine Flinte über die Schulter, und nachdem beide von den Nahrungsmitteln die ihnen zweckmäßig scheinende Menge an sich genommen hatten, sagte Castillo:

„Und nun fort, denn da Du ohne Zweifel das Loch gefunden hast, durch welches man hier hereinkommt, so werden wir auch durch dasselbe hinauskommen."

„Es ist groß genug", versetzte Benito, „und ich habe gestern mit hungrigem Magen zusehen müssen, wie die Kerle mit ihren Proviantsäcken am Sattel all ihr Vieh durch dieses Loch trieben."

Er führte hierauf seinen Herrn auf den abwärts ziehenden Weg, und Castillo sah jetzt allerdings in der vorher denselben versperrenden Felswand eine geräumige Oeffnung, welche durch daneben liegende Steine geschlossen und unsichtbar gemacht werden konnte.

Ob Crespo schon vorher oder die ersten bewaffneten Reiter die Pforte erschlossen hatten, bleibt sich gleich, jedenfalls aber hatte die Trunkenheit Crespo bis jetzt verhindert, dieselbe wieder zu verschließen, und unsere Flüchtlinge gelangten durch den Eingang

in eine ziemlich geräumige Höhle oder einen Felsengang, der an seinem Ende ebenfalls durch Steine verschließbar war.

Betrachtete man die Felspartie, auf deren Plateau das Haus Crespo's stand, von dieser Seite aus, so war dasselbe nicht sichtbar, und hatte man den Eingang geschlossen, so konnte Niemand auf den Gedanken kommen, daß auf jenem wüsten Felsen irgend Jemand seine Wohnung aufgeschlagen habe.

„Jetzt, da wir für das erste in Sicherheit sind", sagte Castillo, „denn Crespo wird seinen Rausch noch lange nicht ausgeschlafen haben, erzähle mir, wie Du diesen Eingang zu Crespo's Haus aufgefunden hast, vor allem aber, wie Du überhaupt hierher gekommen bist."

„Ah", versetzte Benito, „gestern kletterte ich, vom Hunger gepeinigt, den ganzen Tag auf den Felsen umher, von welchen Crespo's Wohnung eingeschlossen ist, und sah auch einige Male zwei Männer sich vor derselben bewegen. Das war ohne Zweifel Crespo und Ihr selbst. Aber natürlich erkannte ich Euch nicht, und noch weniger konnte ich errathen, wie man hinüber zu Euch gelangen könnte."

„Warum hast Du nicht gerufen?"

„Weil Crespo die Flinte umhängen hatte, die Ihr

jetzt mit Euch führt, und er mich doch hätte treffen können, wenn's auch ein wenig weit war."

„Es ist bis auf jene Berge so weit, daß es gar nicht möglich gewesen wäre, Dich zu treffen", sagte Castillo.

„Doch", erwiderte Benito, „doch! Wenn die Kugel aus dem Rohre, ist sie in des Teufels Hand, und man soll Gott nicht versuchen. Hübsch weit vom Streit, macht alte Kriegsleut', wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um, und der Krug geht so lange —"

Castillo winkte ihm mit der Hand zu schweigen.

„Genug! Sage mir lieber, was Du weiter gesehen hast."

„Als es zu dunkeln anfing und Crespo die Feuer entzündete, begriff ich anfänglich nicht, was das bedeuten sollte; ich kroch indessen vorsichtig näher, und sobald ich hierauf die Männer mit den Rindern kommen sah, wußte ich freilich, was geschehen sollte, und sah nachher auch dieselben in jenem Schlupfloche verschwinden und auf der andern Seite wieder hervorkommen. Als nun heute Morgen Alles still und ruhig war und nur mein Magen stets lauter knurrte und bellte, drang ich durch die noch offen stehende Höhle vorwärts bis auf das Plateau und nahm mir vor, Alles zu tödten, wenn man sich mir widersetzen und nichts zu

essen geben würde, und es hätte ein ungeheures Unglück geben können, wenn ich Euch nicht noch zur rechten Zeit erkannt hätte."

„Freilich", sagte Castillo, „denn Du bist stark und verwegen, und ich sah selbst, mit welchem an Tollkühnheit grenzenden Muthe Du gegen mich anstürmtest. Also gut, diese Sache wäre erledigt. Nun aber sage mir, aus welchem Grunde Du überhaupt auf jenen Bergen umher geschweift bist und wie Du auf den Gedanken kamst, hierher zu kommen. Freilich wäre ich ohne Dich kaum so bald aus meiner Gefangenschaft befreit worden, aber Dein plötzliches Erscheinen bleibt mir immerhin ein Räthsel."

„Meine Tollkühnheit, deren Ihr so eben erwähntet", sagte Benito, „trieb mich an, Abenteuer in den Bergen zu suchen."

„Das kann kaum als ein schlechter Witz gelten", erwiderte Castillo, „und den Leuten, welche ein Recht haben, danach zu fragen, kann man das unmöglich sagen."

„Dann führte mich die Anhänglichkeit an Euch hierher. Nachdem ich Agacio getödet hatte, wollte ich wissen, wo Ihr hingekommen wäret."

„Anstandshalber will ich die Anhänglichkeit gelten lassen", versetzte Castillo, „alles Andere aber ist Unwahrheit, ich muß einen glaublichern Grund haben."

„Hm! Es wäre möglich, daß mich die Furcht vor dem Erdbeben in die Berge getrieben hätte, da es hier im Gebirge bekanntlich weniger schüttelt als unten im Flachlande."

„Unsinn! Etwas Anderes!"

„Na", rief Benito, „ich sehe wohl, daß es heraus muß, und weiß, daß Ihr mich nicht verrathen werdet. Ich wollte zum alten Crespo, um durch seine Vermittlung mich bei den Schleichhändlern anwerben zu lassen."

Castillo zog mißbilligend die Schultern.

„Auch das paßt nur schlecht oder gar nicht, da Jedermann weiß, daß Du Crespo nicht kanntest. Weißt Du also keinen bessern Grund anzugeben, so wird man Dich für einen deus ex machina halten müssen, den man eben zur rechten Zeit erscheinen ließ."

„Alles in Ordnung", rief Benito. „Zwar kenne ich den Sennor nicht, den Ihr da genannt habt, wenn es aber ein Herr aus Eurer Bekanntschaft ist, so muß es mir eine Ehre sein, wenn man mich für ihn hält. Das ist abgemacht. Aber da kommt ein ähnlicher Felsengang wie der vorige, nur nicht gesperrt und an einigen Stellen gegen oben offen. Müssen wir da wohl hindurch?"

Castillo sagte, daß er das glaube, weil er, obgleich

mit verbundenen Augen durch diese Gegend geführt, doch gespürt habe, daß man durch Schluchten oder enge Felsenwege geritten sei. Zum Ueberflusse fanden sie aber auch allenthalben deutliche Spuren, daß man die Heerde hier durchgetrieben hatte, und sie verfolgten diese Fährten bis zum Nachmittage, wo sich dieselben in mehrere Aeste theilten, da man die Rinder wahrscheinlich in einzelnen Partien an den Ort ihrer Bestimmung brachte.

Castillo aber fand jetzt den richtigen Weg auch ohne jene Anzeichen, denn man war bereits in die Gegend gekommen, in welcher ihm Ramon die Augen noch nicht verbunden hatte.

„Es ist merkwürdig", sagte er zu Benito, „welche Pfade und Schlupfwinkel diese Schleichhändler kennen. Wir müssen bis zur eigentlichen, allgemein bekannten Straße über das Gebirge von hier aus noch wenigstens acht bis zehn Stunden haben, und ich glaube, daß, mit Ausnahme unserer Bekannten von der gestrigen Nacht, kaum Jemand diese Wege kennt, welche wir bis jetzt zurückgelegt haben."

„Kein Mensch kennt sie", versetzte Benito; „diese verwegenen Burschen halten sie auch geheim genug und die Hirten im Gebirge hüten sich wohl, sie zu verrathen Aber sie sollen auch noch andere Dinge können und

verstehen, diese Schmuggler, doch spricht man nicht gern davon."

Rüstig schritten unsere Wanderer weiter, gegen Abend aber und als sie sich bereits nach einem passenden Platze für ihr Nachtlager umsahen, sagte Castillo:

„Wäre ich nicht durch allerlei Merkmale hier unten überzeugt, daß wir uns nicht verirrt haben, so könnte ich fast irre werden. Die Berge haben ein ganz anderes Ansehen wie damals, als ich von Ramon zu Crespo geführt wurde."

Es war in der That so. Ihre Gipfel schienen in einen dichten, fast glänzenden Nebel gehüllt und an mehreren Stellen begann sich derselbe, scharf abgeschnitten, niederwärts zu senken.

Benito blickte nach der eigenthümlichen Erscheinung und sagte mit gerunzelter Stirn:

„Das ist Schnee; wir werden ihn bekommen, und das ist schlimm, denn es ist gefährlich, hier oben eingeschneit zu werden. Da wir indessen Nahrungsmittel haben, so brauchen wir vorläufig nicht allzu ängstlich zu sein."

Sehen wir aber jetzt, was es mit dem Schnee, der an den Berggipfeln hing, für eine Bewandtniß hat.

Wenn wir uns auf hohen Bergen befinden, so begegnet es uns nicht selten, daß wir von Wolken über-

rascht werden, und was man bei dieser Gelegenheit häufig wahrnimmt, ist Folgendes:

Wir sehen in der Entfernung eine Wolke, welche hell oder grau gefärbt ist und die langsam gegen uns heranzieht.

Dann verstärkt sich ihre Geschwindigkeit, aber in gleichem Maße verliert die Wolke an der Schärfe ihrer Umrisse, sie breitet sich weit aus und nach kurzer Zeit sind wir in einen dichten, durchnässenden Nebel gehüllt, welcher uns längere oder kürzere Zeit umgibt, allmälig schwächer wird und endlich verschwindet, und während wir selbst uns wieder im Sonnenschein befinden, flieht die Nebelmasse und kann, gestattet es die Umgebung, in der Ferne wohl wieder als Wolke gesehen werden.

Kaum bedarf es der Erwähnung, daß die nebelartige Erscheinung eine länger andauernde ist, wenn wir Stellen des Gebirgs besteigen, welche in größerer Ausdehnung von Wolken bedeckt sind, die vom Winde nur wenig bewegt werden, oder wenn diese stets in neuen Haufen zugeführt werden.

Die glücklicherweise nicht sehr bedeutenden Schneewolken, welche wir selbst beobachten konnten, traten unter ähnlichen, aber dennoch nicht ganz gleichen Erscheinungen auf.

Man sieht, im Falle die Sonne noch an einer Stelle

des Himmels sichtbar ist, eine große, fast glänzende nebelartige Masse, welche auf einer benachbarten Bergspitze oder auf dem Plateau, auf welchem wir uns befinden, zu stehen scheint. Diese Masse ist einer hohen Wand zu vergleichen, welche langsamer — so war es wenigstens bei unsern Beobachtungen — an uns heranzieht als jene andern Wolken, dabei heller erscheint und bisweilen selbst flimmert.

Plötzlich fällt rings um uns ein leichter Schnee und der Boden ist schon schwach weiß gefärbt, während wir vielleicht noch die Sonne sehen können.

Bald aber ist diese verschwunden, auch die Schneewand sehen wir nicht mehr, dafür aber befinden wir uns in dichtem Schneegestöber, welches je nach der Größe des Schneewolkenzugs uns schlimme Verlegenheiten bereiten kann.

Was Castillo und Benito betraf, so nahmen sie ziemlich Aehnliches wahr.

Wandartig und ziemlich scharf abgegrenzt senkten sich die weißen Massen von den Bergen nieder, um von andern nachziehenden ersetzt zu werden, dann verwandelte sich das anfänglich schwache Schneegestöber in einen dichten Schneefall, welcher die benachbarten Gegenstände nur auf wenige Schritte noch erkennen ließ, und als die Menge der fallenden Flocken

sich einigermaßen zu verringern schien, war die Erde bereits fast schuhhoch mit Schnee bedeckt.

Unsere Wanderer suchten Schutz unter einem Felsenvorsprunge zu finden, von den Bergen aber zogen immer neue Schneemassen nieder in das Thal.

Sechstes Kapitel.

El paso de las animas.

Bisweilen hört man die Behauptung aufstellen, daß die Damen plötzlich auf eine Idee verfallen, welche Niemand im Stande ist, ihnen wieder aus dem Kopfe zu bringen, die sie selbst nicht aufgeben, wenn man ihnen zustimmt und unbedingt Recht gibt, welches Verfahren sonst gute Dienste leisten soll.

Wir wissen natürlich nicht, ob diese Behauptung gegründet ist, und vermögen ebenso wenig zu entscheiden, ob dieselbe als ein Lob oder als Tadel zu betrachten sein wird, aber wir müssen berichten, daß sich dies Phänomen ganz unerwartet mit ziemlicher Heftigkeit bei Inez zeigte.

Wir wissen, daß Kohlweg und Scherflein beschlossen hatten, vor allem nach Castillo's Hacienda zu gehen

und erst, nachdem sie dort nähere Nachrichten eingezogen haben würden, nach Castillo zu forschen. Ob aber einer der beiden Freunde allein oder ob beide zusammen sich vorher nach der Hacienda begeben sollten, war der Gegenstand langer Berathung.

Beide Ansichten hatten Gründe für und gegen sich.

Die Erderschütterungen kehrten von Zeit zu Zeit mit nicht geringer Heftigkeit wieder, und die Zügellosigkeit und Willkür einzelner Individuen, hervorgerufen durch die stets noch dauernde Verwirrung und den Schrecken, hatten eher zu- als abgenommen.

Neben mancherlei andern Anzeichen zeigte Agacio's Ermordung das deutlich an, und auch die anhaltenden Kämpfe der beiden Parteien dienten nicht dazu, die Sicherheit zu vermehren.

Ließ man also Inez allein, so war sie allerlei Fährlichkeiten ausgesetzt.

Auf der andern Seite konnte es den beiden jungen Männern von großem Nutzen sein, wenn sie sich gegenseitig unterstützen konnten, sei es durch List oder Gewalt.

Während man also das Für und Wider überlegte und durchaus zu keinem festen Entschluß gelangen zu können schien, löste Inez mit einem Male den gordischen Knoten.

„Ihr werdet beide gehen, und ich werde Euch begleiten", sagte sie.

„Du?" rief Scherflein.

„Ja, ich, und nichts ist einfacher. Niemand mehr als ich hat das Recht, das geraubte Eigenthum meines Vaters wieder in Besitz zu nehmen, und nun, da Agacio seinen verdienten Lohn erhalten hat, fürchte ich die Strolche nicht, welche sich dort eingedrängt haben. Nur vor ihm hatte ich Furcht."

Kohlweg und Scherflein stellten ihr das Gefährliche ihres Vorhabens vor und baten sie davon abzustehen, aber umsonst.

„Sage nein", sagte sie zu Scherflein, „so bleibe ich. Du kennst das Wort und den Grund, warum es ein Bann für mich geworden ist, aber durch Gründe und Zureden bringst Du mich nicht von meinem Vorsatze ab."

Im Braut- und Liebesstand gefällt jungen Leuten häufig eine solche Festigkeit des Charakters.

Aus diesem Grunde also und weil eben Inez fest auf ihrem Willen beharrte, gab Scherflein endlich nach, und man faßte den Entschluß, bereits am folgenden Tage die Reise anzutreten.

Als man abends wie gewöhnlich vor der Hütte saß und einen neuen Rath hielt, ob man Beate mit-

nehmen oder im Hause zurücklassen sollte, näherte sich ein einzelner Reiter den Versammelten, in welchem sie, als er herangekommen war, mit freudigem Erstaunen Pedrillo erkannten.

Der gute Bursche war seinerseits nicht weniger erfreut, die Tochter seines Herrn und Kohlweg wieder zu finden, und zugleich Scherflein, den Retter der ersteren, kennen zu lernen, und sagte dann, daß er einen ganzen Sack voll Neuigkeiten mitbrächte, die zum Theile gut, zum andern wenigstens nicht ganz schlimm wären.

Kohlweg fragte ihn, ob er verabredetermaßen seiner Stiefmutter einen Besuch abgestattet habe, und Pedrillo bejahte dies.

„Anfänglich", sagte er, „wurde ich ganz irre an der lieben Frau. „Seid Ihr da, mein lieber Sohn!" sagte sie. „Jesus, welche Angst habe ich ausgestanden wegen Euch in den gegenwärtigen schlimmen Zeitläufen und wie erschrecklich habe ich mich nach Euch gesehnt! Aber kommt nur erst herein und erquickt Euch mit Speise und Trank, und dann sollt Ihr Wunderdinge hören!" Sie setzte mir wirklich allerlei Dinge vor, welche sie früher lieber in das Feuer geworfen als mir gegeben hätte, und dann sagte sie, daß ein fremder und vornehmer Herr nach mir gefragt habe und mir sagen ließe, ich solle nach Kohlweg's Hause kommen."

„Schilderte sie mein Aussehen?" sagte Kohlweg.

„Ja, aber wie! Ich wurde fast irre, denn der Mann, den sie beschrieb, sah Euch nicht im mindesten ähnlich."

„Das that sie deshalb", rief Kohlweg lachend, „weil sie mich für Euren Feind hielt und fürchtete, daß Ihr dann nicht in die Falle gehen würdet."

„Ich merkte so etwas", versetzte Pedrillo, „aber da ich Euer Haus aus Eurer Beschreibung kannte, so ging ich sofort hierher. Als ich Abschied nahm, hielt sie ihre Schürze vor die Augen und sagte schluchzend: „Ach, zu tausend Malen geliebter Sohn, was würde ich darum geben, wenn ich Euch hier behalten könnte! Aber Euer Glück geht dem meinen vor und ich will ihm nicht im Wege stehen. Geht nur zu dem guten Herrn Kohlweg, der Euch bessere Dinge geben wird, als ich es leider kann, und wenn Ihr recht viele Süßigkeiten zu kosten bekommt, so denkt an mich und daß ich's Euch von Herzen gönne. Das müßt Ihr mir versprechen." Ich that's, und habe mein Wort gehalten, denn ich sprach lange genug von ihr. Jetzt aber zu andern Dingen."

Scherflein unterbrach ihn und erzählte ihm, wie er Agacio gefunden habe und daß er wahrscheinlich ermordet worden sei.

„Es geschieht ihm recht", sagte Pedrillo, „und ich habe mir Aehnliches gedacht. Aber auch ich habe eine solche Nachricht, die ich indessen erst mittheilen will, wenn ich der Ordnung nach erzählt habe, was mir begegnet ist.

Allenthalben streifte ich umher, um irgend eine Spur von meinem Sennor zu finden, aber stets fruchtlos. Dann kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht der Sennor Lopez der Sache nicht ganz fremd sein könnte, und hielt mich in der Nähe seiner Hacienda auf, um vielleicht von seinen Leuten irgend etwas zu erfahren. Als aber das nicht der Fall war, wollte ich mich eben zu Euch begeben, um vielleicht einen guten Rath von Euch zu erhalten, als ich, in einem Gehölz unweit Lopez' Hacienda lauernd, einen Mann aus derselben kommen sah, in dem ich sofort Agacio erkannte.

Ich folgte ihm vorsichtig und nahm mir vor, wenn wir eine passende Stelle erreicht haben würden, ein wenig mit ihm abzurechnen, als ich zwei andere Reiter erblickte, welche, ebenfalls aus dem Hause des Lopez kommend, so wie ich Agacio heimlich zu folgen schienen. Als sie aber eine gewisse Strecke von der Hacienda entfernt waren, eilten sie ihm nach und vereinigten sich mit ihm.

Unschwer erkannte ich in den Beiden zwei der Bur-

schen, mit welchen uns Agacio im Gebirge verfolgte, und da mir kein Zweifel obzuwalten schien, daß Alles das mit unserer Angelegenheit in Verbindung stände, so zog ich jetzt den Dreien nach.

Es war das schwierig, da sie mich sämmtlich kannten, und am zweiten Tage hatte ich richtig ihre Spur verloren, sei es, daß Ramon, der dabei war, mich vielleicht bemerkte und Vorsichtsmaßregeln traf, sei es daß ich ungeschickt war.

Aufs Gerathewohl hin und auf gut Glück zog ich indessen nach der Richtung hin, die ich sie anfänglich einhalten sah, nach den Bergen, und ich glaubte meiner Sache sicher zu sein, daß sie auch nach mehreren Tagen nicht wieder in das Flachland zurückgekehrt wären.

Bisweilen glaubte ich auf ihrer Spur zu sein und erfuhr von Hirten und Leuten, welche Holz zur Stadt brachten, daß ihnen drei Männer begegnet wären, dann sprach man blos von zweien, und endlich schienen auch diese von der Erde verschwunden. Ich streifte nun den Rand der Vorberge ab, und da war bisweilen Schmalhans Küchenmeister.

Gewiß übt man gern Gastfreundschaft bei uns, aber in den Fondas, in denen ich einkehren mußte, war wenigstens eine kleine Zeche unvermeidlich, und meine wenigen Habseligkeiten hatte ich schon fast alle verkauft.

Da erfuhr ich plötzlich von einem Burschen, der, wie ich aus seinen Reden vermuthete, auf Vieh wartete, welches über die Berge ins Land gebracht werden sollte, daß er zwei Männer bemerkt hatte, die er anfänglich für Zollwächter hielt. Er verbarg sich deshalb, und als sie sich trennten und der eine nach dem Flachlande hin, der andere nach den Bergen zog, folgte er dem letztern; als er aber sicher zu sein glaubte, daß jener kein Zöllner wäre, gab er seine Verfolgung wieder auf.

Waren nun die beiden Männer, welche der Bursche gesehen hatte, die, welche ich suchte, so lag mir der, welcher gegen das Gebirge zog, mehr am Herzen als der andere, und ich ging daher meinen neuen Bekannten an, mir den Weg zu zeigen, den jener eingeschlagen hätte.

Er sann eine Zeit lang nach und sagte endlich, indem er sich hinter den Ohren kratzte:

„Ich fürchte fast, daß ich meinen Verdienst bezüglich der verwünschten Rinder versäumt habe, und daß man sie an einem andern Orte vorübergetrieben hat, denn schon gestern hätten sie hier sein sollen. Wenn Ihr mir einen Theil meines Verlustes ersetzen wollt, so will ich Euch führen.“

Umsonst ist der Tod! Ich gab ihm daher den Rest meiner Baarschaft, freilich verdammt wenig; als er aber

sah, daß ich in der That nicht mehr hatte, zog er dennoch eine Strecke mit mir und beschrieb mir, ehe er schied, genau die Richtung, welche jener eingehalten hatte; ich selbst aber ritt noch eine Strecke weiter und übernachtete dann wie gewöhnlich in den Fellen meines Sattels.

Als ich erwachte, sah ich zu meinem Schrecken, daß ein Theil der Cordillera mit Schnee bedeckt war und stets noch einzelne Schneewolken von der Höhe des Gebirgs niederzogen.

Wenig war da mehr zu machen für mich, denn selbst auf bekannten Bergpfaden ist es bei nur einigermaßen hohem Schnee kaum möglich, weiter vorzudringen. Dennoch beschloß ich zu versuchen, was in meinen Kräften stände. Fluchend über den über Nacht gefallenen Schnee, ritt ich so weit vorwärts, als es die Klugheit erlaubte, dann ließ ich mein Pferd stehen und ging noch eine Strecke zu Fuß weiter, um zu sehen, ob ich nicht vielleicht irgend eine Fährte zu finden im Stande sei.

Aber eben dieser Schnee, über den ich so sehr gescholten hatte, lieferte den, welchen ich suchte, in meine Hände.

Ich war noch keine fünfzig Schritte weit auf dem beschneiten Boden fortgegangen, als ich unter mir ein

klägliches Wimmern hörte und in einer nicht sehr tiefen Schlucht einen Menschen liegen sah, der schwer verwundet schien.

Sofort wendete ich um, kletterte an einer zugänglichen Stelle abwärts und fand in der That einen Mann, der arg verletzt war und dem Anscheine nach mit dem Tode rang. Bereits fast ganz mit Schnee bedeckt, lag sein todtes Pferd nicht weit von ihm entfernt, und es schien daraus hervorzugehen, daß er wohl einen großen Theil der Nacht in diesem jämmerlichen Zustande zugebracht haben mußte.

Vor allem flößte ich ihm den Rest meiner Flasche ein, in welcher ich noch ein wenig Branntwein hatte, dann lud ich ihn auf meine Schultern und schleppte ihn aus dem Bereiche des Schnees, da ihn die Kälte nicht weniger als seine Verletzungen zu peinigen schien, und während dieser Ausübung meiner Christenpflicht sah ich, daß es einer derjenigen war, welche, geführt von Agacio, uns im Gebirge verfolgt hatten. Indessen war es nicht nöthig, ihn jener alten Geschichte wegen zu tödten, denn nachdem ich ihn im Trockenen hatte, bemerkte ich wohl, daß er nicht mehr lange zu leben hätte.

Er schien übrigens das selbst zu fühlen, und dankbar, weil ich seine schlimme Lage wenigstens nach Kräften verbessert hatte, machte er mir Geständnisse."

Pedrillo berichtete nun, was wir bereits wissen, und der Jubel der Zuhörenden war groß, als sie erfuhren, wo Castillo zu finden sei, da Pedrillo erklärte, daß er ohne große Schwierigkeiten den Schlupfwinkel Crespo's zu finden hoffe.

Daß Ramon der Mörder Agacio's, ging klar aus den Angaben des Verwundeten hervor, von welchem wir kaum zu sagen brauchen, daß es Manuel war, dem der Schnee den Tod brachte.

Er wollte, vom Schneefalle überrascht, umwenden, allein zu spät. Die Pfade waren bereits verschneit. Die chilenischen Pferde, sonst die sichersten von der Welt, sind indessen wenig an solche Zwischenfälle gewöhnt. Manuel's Thier that einen Fehltritt und stürzte in die Schlucht.

„Als es mit dem guten Manuel zu Ende ging", schloß Pedrillo seinen Bericht, „schien er mir ein wenig verwirrt zu werden. Er beklagte sich bitterlich, daß er nun die drei Monate nicht erleben könne, nach welchen er so klug wie Ramon geworden sein würde; noch schwerer aber schien ihm zu fallen, daß er mit diesem nun nicht werde abrechnen können, und er beschwor mich, dies an seiner Stelle zu thun.

Ich versprach es ihm und beabsichtige mein Wort zu halten, indem ich diese und andere Rechnungen mit

diesem Ramon ins Reine bringen werde, wenn ich das Glück habe, ihn zu treffen."

„Und nun", rief Scherflein, „da wir wissen, wohin wir zu ziehen haben, so wollen wir drei Männer uns gleich morgen auf den Weg machen, um Inez' Vater zu befreien."

„Und ich", sagte Inez, „werde mit Euch gehen. Jetzt habe ich noch bessere Gründe, das zu thun, als bei Eurem beabsichtigten Zuge nach unserer Hacienda."

Pedrillo aber schüttelte den Kopf.

„Morgen geht das noch nicht! Der Schnee liegt noch, und nur allzu leicht könnte das Schicksal Manuel's auch das unsere werden. Man kann von hier aus die höhern Theile der Cordillera sehen; beginnt dort der Schnee zu verschwinden, dann sind unsere Wege frei, und die Sennoritta mag uns dann begleiten, es wird nicht allzu beschwerlich für sie sein."

Inez nickte zustimmend, und als einige Tage später die gewünschten Zeichen im Gebirge wahrgenommen wurden, beschloß man die Reise anzutreten.

Beate schloß sich dem Zuge an, und man verschloß das Haus auf ähnliche Weise, wie es Kohlweg und Scherflein bei ihrem ersten Auszuge gethan hatten.

„Wir werden Deinen Vater finden", sagte Scherflein. „Ich zweifle nicht, daß uns Pedrillo, die treue Seele,

richtig führen wird, und mit jenem Crespo werden wir ebenfalls fertig werden, hätte er auch ein halbes Dutzend guter Freunde bei sich."

„Und daß mein Vater unsern Bund segnen wird, bin ich überzeugt", sagte Inez, indem sie ihrem Freunde die Hand bot.

Kohlweg hingegen blickte düster vor sich hin.

„Wie gönne ich Euch Euer Glück", sagte er, „an dem ich selbst nicht zweifle, aber werdet Ihr es mir übel deuten, daß mein Geschick nun doppelt schwer auf mir lastet? Jenes gute Mädchen, welches mir das Leben auf so edelmüthige Weise rettete, ist nun wohl unbedingt für mich verloren, und ich weiß selbst nicht, wie es kommt, die Blutschuld, die auf mir lastet, drückt mich seit ihrem Verluste doppelt schwer."

„Sprecht nicht von Blutschuld", sagte Inez, welche längst eingeweiht war in Kohlweg's Vergangenheit. „Fast ganz wart Ihr ja in Eurem Rechte, und hättet Ihr jenen nicht getroffen, so hätte er wohl Euch getödtet."

Kohlweg seufzte tief auf und schwieg.

Die Nacht war herangekommen, als die kleine Karavane am Fuße des Paso anlangte, aber diese Nacht war fast tageshell, denn der schon ziemlich hoch gestiegene fast volle Mond warf blendend sein Licht auf

die Erde, und nur wenige Sterne erster Größe waren sichtbar am tief dunkelblauen Himmel.

Lärmend und tobend strömte der Fluß durch die Schlucht, und sein Brausen wurde zu Zeiten noch verstärkt durch das Kollern größerer Steine, welche er mit sich fortriß, weil der geschmolzene Schnee seine Fluten bedeutend verstärkt hatte.

Die Reisenden hatten Halt gemacht, um sich zu berathen, und Inez sagte jetzt:

„Es ist nicht angenehm, hier in nächster Nähe des tosenden Wassers zu schlafen. Der Lärm ist zu heftig. Aber es ist fast so hell wie bei Tage, und ein Uebergang über den Paso bietet nicht die mindeste Schwierigkeit, zumal wir fast alle ihn nicht zum ersten Male überschreiten. Was wollen wir thun?"

„Hinübergehen", erwiderte Kohlweg, indem er sein Pferd vorwärts gehen ließ. Scherflein aber sagte:

„Halt! Ich möchte wissen, ob Agacio noch droben sitzt und Wache hält. Es wäre kein angenehmer Anblick für Inez, und die Pferde würden vielleicht auch scheuen."

Kohlweg unterbrach ihn.

„Du hast Recht. Ich will zusehen."

Er sprang vom Pferde, und um die Ecke biegend, verschwand er für die Andern einige Augenblicke und

klomm aufwärts, indem er gleichzeitig nach Agacio, dem gespenstigen Wächter, spähte.

Agacio saß nicht mehr droben, aber eine andere Gestalt, ihm furchtbarer als alles Andere, trat ihm jetzt entgegen.

Auf der obersten Felsenstufe erschien plötzlich ein großer, hochgewachsener Mann und blickte hinab auf den Felsenweg.

Scharf abgegrenzt am Nachthimmel stand er droben, gerade wie damals, und ebenfalls wie damals sprang Kohlweg auf, aber er rief ihm nicht zu, zu stehen, und schoß auch nicht nach ihm, sondern er streckte die Arme unwillkürlich zur Abwehr aus gegen die Gestalt und rief mit gellendem Tone:

„Zeckel!"

Der droben aber machte fast eine gleiche Bewegung, indem er rief:

„Allmächtiger Gott, es ist der Jäger."

Kohlweg blieb stehen und hielt sich mechanisch fest an den Felsen, da er fühlte, wie seine Schläfe pochten und wie es ihm zu schwindeln begann, und dabei starrte er aufwärts. Der droben aber rief jetzt:

„Ja, ich bin Zeckel, und Du bist der Jäger, den ich erschossen habe, fast auf ähnlichem Pfade, aber fern von hier. Was willst Du?"

Die Antwort wurde Kohlweg erspart, denn neben dem gespenstigen Schneider erschien jetzt eine andere Gestalt, rufend:

„Großer Gott, Zacharias, er ist es — Heinrich, mein wackerer Beschützer!"

Und neben dem Mädchen, welches also rief, wurden jetzt noch zwei Männer sichtbar.

Aber auch Kohlweg war nicht mehr allein, neben ihm erschien Scherflein, und Inez, welche ebenfalls vom Pferde gesprungen war, suchte hinter den Beiden die Stufen zu erklimmen.

Jetzt rief von oben eine Stimme:

„Inez, theures, liebes Kind!"

Laßt uns nun aber diese Ausrufe und dieses Wiedererkennen auf der schmalen Felsenbahn beenden. Eine bessere Gruppe bildet sich oben auf dem uns hinlänglich bekannten Plateau des paso de las animas.

Kohlweg kletterte voran. Obgleich sein Herz noch heftig pochte und eine tolle Flucht der Gedanken sein Gehirn durchkreuzte, so hatte er doch begriffen, daß der, den er getödtet hatte, den er niederstürzen sah und dessen dumpfen Fall in die Schlucht er hörte, droben lebend stand. Etwas Unbegreifliches, etwas Unmögliches, was aber dennoch begreiflich und möglich sein mußte.

Als er das Plateau erreicht hatte, stand Zeckel vor ihm, lebendig und kaum verändert in seinem Aeußern.

Er bot Kohlweg die Hand und sagte lächelnd:

„Ich weiß gewiß, daß ich Sie früher todtgeschossen habe, zu meinem großen Vergnügen sehe ich Sie aber jetzt lebend vor mir. Wie kommt das?"

„Entschuldigen Sie", versetzte Kohlweg, „ich habe Sie erschossen und muß die Frage zurückgeben."

Er fühlte sich in diesem Augenblicke von zwei Armen umschlungen und Käthchen Bitterfeld sagte unter Freudenthränen:

„Es ist mein Bruder, mein theurer, lieber Heinrich, und nun ist Alles gut!"

Neben ihnen aber lag Inez in den Armen ihres Vaters und Pedrillo küßte die Hände seines wiedergefundenen Herrn, während Benito drohend sagte:

„Jetzt soll nur Crespo kommen, den wollten wir schön empfangen!"

Die Gruppe war vollständig. Wir bedürfen keines Rothfeuers, um sie in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, da das der Mond billiger und besser zu Stande brachte, und wir begleiten daher unsere Freunde auf die andere Seite des Paso und hören an ihrem bald entzündeten Lagerfeuer die mancherlei Aufklärungen, die man sich gegenseitig gab.

„Ich befand mich im Hafen von Valparaiso eben auf einem Schiffe", begann Zeckel, „als ich zu meinem großen Erstaunen und zu meiner noch größern Freude meine Schwester auf einem Boot sich nähern und an Bord kommen sah. Das Erdbeben hatte auch in der Hafenstadt schlimm gehaust, schreckenerregende Nachrichten waren eingelaufen von Santiago und ich war um sie in der größten Sorge.

Da erscheint plötzlich das gute Kind gesund und wohlbehalten, sie erzählt mir in fliegender Eile, wie unser Haus in der Hauptstadt verschüttet worden, sie spricht von dem Beginn der Zügellosigkeit und allgemeinen Unsicherheit, mehr als von alledem aber spricht sie von einem gewissen Heinrich, dem edelmüthigsten und tapfersten aller Menschen, der ihr Ehre und Leben gerettet.

Sie hatte mich in einer Schenke aufgesucht, wo ich zu wohnen pflegte, und als man ihr gesagt hatte, daß ich an Bord gegangen, eilte sie dorthin, mich aufzusuchen.

Diesem Heinrich aber jetzt schon meinen Dank abzustatten war unmöglich, und eben so war es, trotz ihrer Thränen, unmöglich, daß Käthchen ihm Nachricht geben konnte.

Das Schiff war im Begriffe auszulaufen, und es

war durchaus nicht mehr möglich, ein Boot mit Käthchen ans Land zu schicken, sie mußte mich begleiten.

Erlauben Sie mir hier eine erklärende Einschaltung: Im alten, mit mehrfachen Vorurtheilen behafteten Europa war ich ein Schneidergeselle, welcher Zeckel hieß.

Die Profession ist gut, indeß ein Schneidergeselle zu sein ist nicht nobel, fast ordinär aber ist der Name Zeckel.

Ich warf ihn bereits in Hamburg ins Wasser, und auch Zacharias heiße ich nicht mehr, obgleich mich Käthchen vorhin im Sturm der Leidenschaft also nannte. Ich heiße gegenwärtig Guido Bitterfeld und bin Besitzer eines Kleidermagazins, welches blos Pariser Kleidungsstücke enthält, die ich fast alle aus Hamburg beziehe.

Zuverlässig halten Sie mich aber nicht für so blödsinnig, den Hiesigen mein gutes Geld als Zoll für meine Hamburger Pariser in die Tasche zu jagen.

Mit Selbstgefühl erfülle ich meine Bürgerpflicht, wenn es nicht anders sein kann, ergibt sich aber eine passende Gelegenheit, so erfülle ich die Pflichten, welche der Mensch gegen sich selbst hat.

Wer in den Häfen der Westküste einigermaßen bekannt ist, weiß, daß diese letzte Art von Pflichterfüllung

durch Kapitäne, welche Waaren auf eigene Rechnung mit sich führen, zu Zeiten erleichtert wird. Aber spreche ich auch verständlich?"

„Vollkommen", sagte Castillo lachend. „Sie kaufen von den Schiffen und suchen das Gekaufte ohne Zoll ans Land zu bringen."

„Schön! Aehnlich verhielt es sich mit dem Schiffe, auf welchem ich damals mit Käthchen aus dem Hafen von Valparaiso fuhr und welches in einem nördlichen Hafen wieder anlegen wollte. Aber die Nachrichten, welche ich erhielt, änderten meinen Plan. Wohin mit neuen Waaren, wenn die alten unter Trümmern lagen, und bei den gegenwärtigen unsichern Zuständen?

Ich fuhr zwar mit dem Schiffe nach jenem Hafen, aber ich machte meinen Kauf rückgängig und ging von dort unverzüglich nach Santiago, wo ich nachgraben ließ, von meinen verschütteten Waaren herausnahm, was zu bekommen war, und mich hierauf mit diesen geretteten Dingen und mit Käthchen sofort nach Mendoza begab.

Ich war schon einmal dort, hatte Handelsverbindungen angeknüpft und setzte meine mitgebrachten Sachen dort höchst vortheilhaft ab.

Hier in Amerika darf man nicht wiegen und wägen, man muß wagen.

Nach beendetem vollständigen Ausverkauf unter dem Fabrikpreise wegen Geschäftsveränderung verkaufte ich meine Maulthiere und ging mit meiner Schwester nach Chile zurück, da ich einmal hier noch mancherlei Besitz habe und weil es mir überhaupt auch hier besser als drüben gefällt. Gestern hatte ich das Vergnügen, den Sennor Castillo zu finden, der, nachdem er dem Schnee entronnen war, eben im Begriff stand, dem Hunger zu erliegen."

„Ja", sagte Castillo, „der Schnee belagerte uns, und nachdem uns das Thauwetter befreit hatte, war unser Proviant aufgezehrt, und ohne den Sennor hier wären Benito und ich elend ums Leben gekommen."

Daß man sich vor und nach dieser Erzählung Guido Bitterfeld's, denn wir müssen ihn jetzt wohl auch so nennen, mehrfache andere Aufklärungen gab, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

So sprach man von Agacio's Tode, von Castillo's Gefangenschaft bei Crespo, vom Kummer Kohlweg's über Käthchen's Verschwinden und von Inez' Rettung durch Scherflein, welchen Castillo umarmte und seinen lieben Sohn nannte, während Kohlweg und Käthchen Hand in Hand am Feuer saßen und sich allen jenen rosenfarbigen Unsinn zuflüsterten, der unter solchen Verhältnissen zu Markte gebracht wird.

Wenn es wunderbar erscheinen sollte, daß sich plötzlich hier fast alle Personen unserer Erzählung, welche nämlich vorher nicht wirklich erschlagen wurden, so trefflich zusammenfanden, so mag bedacht werden, daß wir gedachte Erzählung El paso de las animas genannt haben und daß mithin der Platz der Vereinigung nicht ganz ungünstig gewählt sein mag.

Wir sind dem Leser nun noch eine Aufklärung über das Rencontre zwischen Kohlweg und Bitterfeld in Deutschland schuldig und lassen den Betreffenden selbst das Wort.

„Mit fast Allem", sagte Kohlweg, „sind wir nun so ziemlich im Reinen, und natürlich haben wir auch begriffen, daß wir uns nicht erschossen haben. Daß ich Sie in jener unglücklichen Nacht nicht tödtete, hatte wohl einfach seinen Grund darin, daß ich so glücklich war, Sie zu fehlen. Aber als wir uns vorhin auf dem Paso wieder begegneten, stießen Sie einen Ausruf aus, der schließen läßt, daß Sie gleichfalls glaubten mich getödtet zu haben. Wie verhält sich das?"

„Ja", sagte Bitterfeld, „ich war dieses Glaubens, ich war es bis vorhin, ich flüchtete deshalb aus Europa, ich wechselte nicht blos, wie ich vorhin sagte, aus einer übermüthigen Laune meinen Namen, sondern auch deshalb, um nicht hier als ein Mörder angesehen zu wer-

den, träfe ich zufällig einen Landsmann, der in unserem Vaterlande von der Geschichte gehört hätte. Vor allem aber seien Sie überzeugt, daß ich trotz meines glücklichen, doch etwas leichtsinnigen Temperaments viele schwere und unglückliche Stunden deshalb erlebte. Käthchen kann Ihnen das bezeugen."

„Ja", versetzte Kohlweg, „sie sprach von den Gewissensbissen, welche einen Mörder verfolgen müßten, aber ich bezog das auf mich und fürchtete, obgleich ich ihr meinen Namen nicht genannt hatte, daß sie mich dennoch erkannt hätte."

„Sie sprach von mir", sagte Bitterfeld, „aber hören Sie, wie das Alles kam. Ich schoß in Ihrem Revier einen trefflichen Sechserbock, welchen ich der bewußten schwarzen Crescenz zu verehren gedachte, und hatte, mit meiner Beute auf dem Rücken, bereits den Rückweg angetreten, als Sie mich plötzlich auf jenem Felsenwege anriefen. Mechanisch hob ich meine Flinte, wie das in ähnlichen Fällen wohl fast Jeder thut, aber Sie kamen mir zuvor und schossen nach mir, und ohne Zweifel war es die Aufregung, welche Sie fehlen ließ. Sie wissen, daß in der nächsten Sekunde auch ich Feuer gab."

„Sie streiften mich leicht am Arm", unterbrach ihn Kohlweg.

„Schön", sagte Bitterfeld, „unter den gegenwärtigen Verhältnissen macht es mir Vergnügen, das zu hören. Damals aber glaubte ich Sie gänzlich gefehlt zu haben und fürchtete, da Sie, wie ich wußte, meist ein Doppelgewehr führten, Ihren zweiten Schuß. Ich warf daher meinen Bock in die Schlucht, mich selbst aber auf die Erde und kroch leise und langsam rückwärts. Von Ihnen hörte und sah ich nichts mehr; daher richtete ich mich, nachdem ich etwa fünfundzwanzig Schritte weit gekrochen war, auf, lief, was ich konnte, heimwärts und erreichte auch glücklich meine Wohnung. Trotzdem war mir aber nicht besonders angenehm zu Muthe."

Kohlweg schlug sich an die Stirn.

„Das war also der verwünschte Bock, den ich fallen hörte!"

„Ja, und auch mir machte dieser Bock bedeutende Schmerzen. Er mußte gegen mich zeugen, wenn Sie, wie ich nicht zweifelte, mich als Wilderer angeben würden, und ich zerbrach mir den Kopf, wie ich mich aus dieser unglücklichen Geschichte wohl am besten herauswickeln könnte. Da mir nichts Besseres einfiel, beschloß ich endlich hartnäckig zu leugnen und ein paar ehrliche falsche Zeugen aufzutreiben, welche beschwören würden, daß ich jene Nacht in ihrer Gesellschaft zugebracht hätte. Daß ich dabei an die schwarze Crescenz

und den schwarzen Bären dachte, liegt auf der Hand."

„Wer war denn diese schwarze Crescenz, von der Du jetzt schon zum zweiten Male sprichst?" sagte Käthchen.

Bitterfeld kniff ein Auge zu und wechselte unbemerkt einen Blick des Einverständnisses mit Kohlweg, dann sagte er leichthin:

„Es war eine Person, welcher ich damals oberflächlich die Cour machte. Sie hat, wie ich erfuhr, bald nach meiner Abreise einen Fleischer geheirathet, welcher sie mit allerlei ungerechten eifersüchtigen Grillen plagen soll. Aber bleiben wir bei der Sache. Es war gar nicht nöthig, Zeugen aufzubringen, denn die Sache kam ganz anders.

Ich war gegen Morgen in einen unruhigen Halbschlummer verfallen, als ich plötzlich durch ein Pochen am Fenster erweckt wurde. Erschrocken fuhr ich auf und erschrak noch mehr, als ich draußen Freihart, den Forstläufer, vor mir stehen sah. Er ließ mir nicht Zeit, mich näher zu bedenken, sondern sagte:

„Ihr steckt da noch in den Federn, verdammter Schneider, und drüben im Forsthause liegt der Gehülfe, den Ihr durch die Brust geschossen habt und der jetzt wohl schon abgesegelt sein wird!"

Ich starrte ihn sprachlos an, er aber fuhr fort:

„Wollt Ihr etwa leugnen? Er hat's ausgesagt vor dem Förster und den beiden Knechten, daß Ihr's gethan; bis Mittag spätestens holt man Euch, und Ihr dürft froh sein, wenn man Euch nicht hängt, sondern zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt."

Niemals in meinem Leben war mir so miserabel zu Muthe als in jenen Morgenstunden, und Freihart schien das wohl zu bemerken.

„Es ist gegen meinen Diensteid, daß ich Euch das stecke", sagte er, „und noch mehr ist's dagegen, wenn ich Euch durchhelfe, aber ich bin ein guter Kerl. Wollt Ihr nicht an den Galgen oder ins Zuchthaus, so müßt Ihr fort, und zwar sogleich.""

„Der schlechte Kerl!" rief Kohlweg. „Fast genau dasselbe sagte er mir, und ich denke mir wohl den Grund. Mich suchte er fortzuschaffen, weil er längst auf meine Stelle speculirte und der Förster, der ihm gewogen war, ihm dann wohl dazu verhelfen konnte, Sie aber hetzte er aus dem Lande, damit ich, erführe ich zufällig, daß Sie noch am Leben, nicht etwa umkehren solle."

„Wir werden das genau erfahren", sagte Bitterfeld, „denn ich habe einen Bekannten, dem ich schreiben und auftragen werde, der Sache auf die Spur zu kommen. Was ich aber noch weiter zu berichten habe, läßt sich mit wenigen Worten berichten.

Freihart machte mir die Hölle so heiß, daß ich bald entschlossen war zu flüchten, und er war mir nach Kräften dazu behülflich. Einige Tage später befand ich mich bereits in Hamburg, wo ich mich zu jenem Bekannten begab, dessen ich vorhin erwähnte, einem maître tailleur und Collegen von mir, der mit allen Wässern gewaschen war.

Ich hatte Freihart dessen Adresse gegeben und ihn ersucht, mir Nachricht zukommen zu lassen, und schon nach einigen Tagen erhielten wir einen Zettel ohne Unterschrift mit den Worten:

„Der Gehülfe ist heute begraben worden. Man sucht nach seinem Mörder. Säumt nicht zu lange."

Kaum kann ich Ihnen sagen, wie mich diese Nachricht zum zweiten Male niederschmetterte. Stets noch hegte ich die Hoffnung, kein Mörder zu sein, jetzt hatte ich die Gewißheit, daß ich es wäre! Indessen raffte ich mich dennoch zusammen. Ich hatte einiges Vermögen, und mein Freund kaufte für den größten Theil desselben Kleidungsstücke, mit welchen ich sofort nach meiner Ankunft in Santiago einen höchst einträglichen Handel begann. Zugleich schrieb ich an Käthchen, meine Schwester, welche bei einer Verwandten untergebracht war, und fragte sie, ob sie mich begleiten wolle. Daß sie es that, wissen Sie, und nun bin ich zu Ende. Wir haben unsere

Flintenschüsse schwer gebüßt, Gott aber hat Alles zum Besten gelenkt."

Am nächsten Morgen begab sich die ganze Gesellschaft nach dem uns längst bekannten Hause der beiden Deutschen, und es bedarf weniger Worte, um anzudeuten, was sich weiter begab.

Castillo kam wieder in den Besitz seines Eigenthums, welches seit dem Tode Agacio's nicht mehr angefochten wurde, und auch der Tod seines Nachbars Lopez trug wohl einen Theil zu seiner Sicherheit bei. Im Uebrigen gab er seine Neutralitätsgrille auf und schloß sich der Partei der Prieterianer an, welche später den Sieg über ihre Gegner davontrug.

Der treue Pedrillo wurde trotz seiner Jugend und zum endlosen Verdruß seiner Stiefmutter Mayordomo bei Castillo, und Benito brüstete sich sein Leben lang mit dem Muthe, welchen er bezüglich des Schnees und anderer Elementarschäden bewiesen hatte, was der Senor Castillo bekräftigte, seine übrigen Heldenthaten aber großmüthig verschwieg.

Daß Scherflein Inez heirathete, versteht sich von selbst, desgleichen Kohlweg Käthchen. Der letztere trat in das Geschäft Bitterfeld's und dieser sagte:

„Mache Dir keine schlimmen Gedanken, als wärst Du von der Jägerei in die Schneiderei gerathen. Wir

sind keine Schneider mehr, nicht einmal Kleidermacher, sondern Kaufherren, großartige und dennoch solide, und geht's mit den Röcken und Höschen nicht mehr, so machen wir in andern Artikeln; das gibt sich hier, wie man die Hand umdreht."

Was Crespo anlangt, so kam später einmal ein Bursche zum Sennor Castillo, welcher diesen fragte, ob er nicht Lust habe, billiges Vieh zu kaufen, und nebenher einen Gruß von Crespo ausrichtete. Als der Sennor erwiderte, daß er für den Augenblick kein Vieh bedürfe, sagte der Bursche:

„Wenn das der Fall ist, so hoffen gewisse Leute wenigstens, daß Ihr gewisse Dinge vergessen werdet, die Ihr vielleicht bei Crespo gesehen habt."

„Mein Freund", versetzte Castillo, „ich muß so viele Dinge im Kopf haben, daß ich sofort Alles vergaß, was überflüssig ist und mich nichts angeht. Und was vielleicht bei Crespo vorgefallen ist, geht mich nicht im mindesten an."

Wir wissen nicht, ob vielleicht in der Folge Castillo dennoch billiges Vieh kaufte, müssen aber berichten, daß er etwa ein Jahr später, nachdem er Ramon's Bekanntschaft gemacht hatte, diesen in Valparaiso als Sträfling und in Ketten mit dem Reinigen der Straße beschäftigt antraf.

Als er den Sennor erkannte, legte er mit einem bittenden Blick einen Finger an den Mund, worauf Castillo nickte und ihm eine halbe Goldunze schenkte.

Nachrichten, welche endlich aus Hamburg von Bitterfeld's Freund einliefen, besagten, daß Freihart in der That die Stelle Kohlweg's erhalten habe, daß sich aber das Gerücht verbreitet hätte, Kohlweg und Bitterfeld hätten bezüglich des Wildfrevels unter einer Decke gesteckt und seien, weil sie Entdeckung gefürchtet, zusammen davongegangen.

„Das ist schändlich", rief Kohlweg. „Was thun wir?"

„Nichts", versetzte Bitterfeld, „denn gingen wir auch hinüber und erzählten, wie sich die Sache in Wirklichkeit verhielt, so glaubte uns dennoch keine Seele."

Ende.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.